

chamisso

Viele Kulturen – eine Sprache



März 2015 – Nr. 12

Robert Bosch **Stiftung**

- :: Die neuen Preisträger
Sherko Fatah,
Olga Grjasnowa und
Martin Kordić
- :: Radek Knapp stellt die
polnische Sprache vor
- :: Gratulationen für
Ota Filip und
Yüksel Pazarkaya



arte

**ARTE GRATULIERT
DEN PREISTRÄGERN
2015**



chamisso

Viele Kulturen – eine Sprache

Liebe Leserinnen und Leser,

hinter uns liegt das Jubiläum zur 30. Chamisso-Preisverleihung 2014 mit zahlreichen Lesungen, Diskussionen und Schreibwerkstätten. Für den Erfolg dieser Veranstaltungen ist vor allem Ihnen, den Besuchern, zu danken. Mit Ihrer Neugierde, die Chamisso-Preisträger der vergangenen 30 Jahre und ihre Literatur kennenlernen zu wollen, haben Sie uns einmal mehr gezeigt, dass wir mit dem Chamisso-Preis mitten im literarischen Leben stehen.

Mit dem Adelbert-von-Chamisso-Preis ehren wir herausragende auf Deutsch schreibende Autoren, deren Werk von einem Kulturwechsel geprägt ist. Die Preisträger verbindet zudem ein außergewöhnlicher, die deutsche Literatur bereichernder Umgang mit Sprache. Damit haben wir unsere Motivation für den Preis, literarische Sprachwechsel ins Deutsche zu fördern, den gesellschaftlichen Realitäten angepasst. Der Preis will heute auf Autoren aufmerksam machen, deren herausragende Werke durch die eigene Migrationsgeschichte oder die ihrer Familien sprachlich und inhaltlich geprägt wurden. Den Lesern werden so Einblicke in die vielfältige deutschsprachige Literatur ermöglicht, die immer wieder Horizonterweiterungen sind.

Ein eindrückliches Beispiel für diese durch Kulturwechsel bereicherte Literatur ist auch das Werk des diesjährigen Preisträgers des Adelbert-von-Chamisso-Preises. Mit Sherko Fatah wird ein Schriftsteller ausgezeichnet, dessen Vatersprache das Kurdische und dessen erste Heimat Berlin ist. Er vermittelt uns in seinem Roman *Der letzte Ort* eindringliche und beklemmende Innenansichten des Iraks und nimmt dabei Ereignisse vorweg, die inzwischen grausame Realität wurden.

Lernen Sie bei der Lektüre dieser zwölften Ausgabe des Chamisso zudem die beiden Förderpreisträger Olga Grjasnowa und Martin Kordić kennen. Feiern Sie Geburtstag mit Ota Filip und Yüksel Pazarkaya, lassen Sie sich von einer Ägypterin erzählen, die Chamissos *Peter Schlemihl* ins Arabische übersetzt und staunen Sie über Radek Knapps Blick auf seine Muttersprache Polnisch.



4 In der Mitte der Gegenwart angekommen

Eine Begegnung mit Sherko Fatah

Von Gregor Dotzauer



10 Starke Frauen

Olga Grjasnowa und ihre Protagonistinnen

Von Meike Feßmann



14 Sein Stoff war immer schon da

Martin Kordić erzählt vom Krieg

Von Richard Kämmerlings

18 Fahren Sie nach Polen,
Ihre Zunge ist schon da

Porträt der polnischen Sprache

Von Radek Knapp

20 Schlemihl im arabischen Frühling

Die ägyptische Philologin und Übersetzerin

Labna Fouad

Von Michael Bienert

23 Tschechische Fabulierlust

Ota Filip zum 85. Geburtstag

Von Lerke von Saalfeld

26 Zu Hause im Mensch sein

Yüksel Pazarkaya zum 75. Geburtstag

Von Selim Özdoğan

29 Neue Bücher von Adelbert-von-Chamisso-Preisträgern

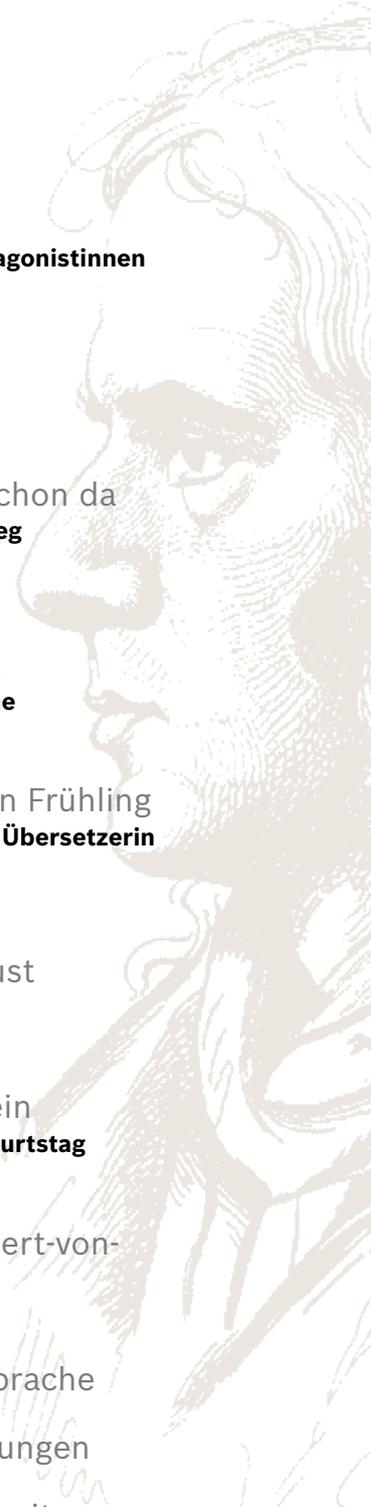
Von Klaus Hübner

32 Viele Kulturen – eine Sprache

34 Neuigkeiten, Auszeichnungen

35 Mitarbeiterinnen/Mitarbeiter

Impressum





In der Mitte der Gegenwart angekommen

Eine Begegnung mit Sherko Fatah

Von Gregor Dotzauer

Unter all den literarischen Großstadtmelancholikern, Provinzchronisten und Innerlichkeitsforschern ist er einer der wenigen Abenteurer. Sherko Fatah, 1964 in Ost-Berlin geboren, erkundet seit über zehn Jahren die unruhigen Welten des Nahen Ostens: mit einer Ausdauer und Akribie, die von der Neugier für die Kultur seines Vaters, eines irakischen Kurden, genährt und zugleich von einer Fantasie beflügelt werden, die alles Gehörte und Gesehene ins Fiktionale wendet.

So zerzaust, wie er im Kreuzberger Kunstquartier Bethanien auftaucht, wo sich im ehemaligen Speisesaal eines Diakonissenkrankenhauses eines seiner Stammlokale befindet, haftet ihm auch erst einmal etwas Abenteuerliches an – auch wenn er sich nur mit seinem Fahrrad durchs nasse Schwarz eines Berliner Dezemberabends gekämpft hat. Eine sehr viel größere Anstrengung liegt hinter ihm. Erst vor wenigen Tagen ist er von seiner jüngsten Reise aus dem Irak zurückgekehrt, mit einer Erfahrung, über die sich nicht ohne Weiteres sprechen lässt und die ihm doch sein quecksilbriges Berlinern keineswegs verschlägt: Er hat gerade seinen Vater zu Grabe getragen.

Die Verbindung mit der Region, da ist er sicher, wird deshalb nicht abreißen – im Gegenteil. Ein großer Teil der Familie lebt dort weiterhin; privater Stoff und

öffentliche Verarbeitung werden sich künftig höchstens anders mischen. »Es war für mich immer schwer, über Dinge zu schreiben, zu denen ich nur einen privaten Zugang zu haben glaubte«, sagt er. »Daraus Literatur zu machen, erforderte Abstand. Anfangs habe ich das durch das Parabelhafte meiner Texte getan, aber das lockerte sich dann. Erst gab es Ortsnamen, dann Dialoge, es floss ständig mehr Wirklichkeit ein.«

Im Lauf von sechs Büchern ist er seinen Grundstoffen dabei ebenso treu geblieben, wie sich seine Mittel gewandelt haben. Fatahs Debüt *Im Grenzland* (2001), ein Roman aus dem verminten Dreiländereck von Iran, Irak und Türkei, war noch ganz allegorisch angelegt. Die topografische Verankerung blieb vage. Vom Rahmen her historisch zuverlässig ging es in seinem Bagdad-Roman *Ein weißes Land* (2011) zu. Er führt zurück in die 1930er Jahre und frühe arabisch-jüdische Konflikte, die sich mit dem Zweiten Weltkrieg zu Unversöhnlichkeit und Hass auswuchsen. Ein handfest realistischer Ton prägt den neuesten Roman *Der letzte Ort* (2014). Er entzieht seinen Protagonisten, einem aus der DDR stammenden Aussteiger namens Albert und seinem arabischen Übersetzer Osama, den Boden unter den Füßen, indem er sie von islamistischen Milizen in ein unbestimmtes irakisches Niemandsland entführen lässt.

»Die Figur von Shahid, der an einer Gruppe von Schiiten entlangfährt und sich mit dem Auto als Selbstmordattentäter in die Luft sprengt, lebt von der Idee, dass auch dieser Mann, ohne dass ich Mitleid erzeugen will, eine Geschichte hat.«



Der letzte Ort passt wie die visionäre Faust zur politischen Blauäugigkeit, die im Westen herrschte, als er sich auf einmal waffenstarrten Heerscharen radikalisierten Muslime gegenüber sah, mit denen nach den kurzlebigen Wohlgefühlen des Arabischen Frühlings niemand gerechnet haben wollte. Das Buch ist bei aller zeitgeschichtlichen Treffsicherheit dennoch ein Stück Imagination, das sich weder an tagesaktuellen Geschehnissen messen lässt noch messen lassen will. Der Plan dazu ist fast ein Jahrzehnt alt – der Roman wollte sich nur lange nicht erzählen lassen. Und er ist bei aller Spannung erstaunlich leise, sowohl durch seine labyrinthische Struktur als auch durch die Gespräche über die Fremdheit von Orient und Okzident, die Albert und Osama in der Gefangenschaft miteinander führen.

»Ich will Literatur aus etwas machen, das mir nahe ist«, sagt Fatah. »Nur wenn daraus eine Vertrautheit entsteht, die ich gar nicht vermitteln will, weiche ich

ihr aus. Ich will in einem ästhetischen Sinn Fremde vermitteln, ohne sie zu dämonisieren.« Dazu gehört auch die dunkle Ahnung, dass es für die Schrecken dieser Welt Grenzen der psychologischen Einfühlung gibt. Noch aber hält er daran fest, seine Charaktere mit einem Innenleben auszustatten. »Die Figur von Shahid, der an einer Gruppe von Schiiten entlangfährt und sich mit dem Auto als Selbstmordattentäter in die Luft sprengt, lebt von der Idee, dass auch dieser Mann, ohne dass ich Mitleid erzeugen will, eine Geschichte hat«, erklärt er zum letzten Kapitel des Romans. »Alles andere wäre eine Logik des Krieges. Ich würde Pappkameraden aufbauen und sie abschießen. Indem ich der Literatur also die Funktion zuweise, diese Geschichten mit zu erzählen, tue ich erst einmal etwas Humanistisches.«



Die Familiengeschichte als wichtiger Teil der Identität

Eine gesunde Mischung aus Nähe und Distanz ist für ihn als »Tourist mit Hintergrund«, wie er sich bezeichnet, natürlich leichter zu haben als für alle, die der Gewalt jeden Tag ins Auge starren müssen. Fatah weiß genau, wie privilegiert er ist, sich von seinem Berliner Schreibtisch aus mit dem Irak befassen zu können – wobei die Gravitationskräfte schon dadurch bestimmt sind, dass er nur einige Brocken Kurdisch spricht. »Ich muss immer wieder den so genannten Kulturschock verarbeiten. Man dezentriert sich ja, vor allem, wenn man länger bleibt, und plötzlich spielen die Dinge in Deutschland keine Rolle mehr«, sagt er über seine Reisen und sucht die kulturelle Drift

trotzdem immer wieder. »Von der klassischen Abenteuerliteratur habe ich gelernt, dass es gut ist, wenn der Protagonist in Bewegung bleibt. Er könnte auch über sich selbst nachdenken, aber das ist nicht mein Gebiet.« Mittlerweile hat er im Umschalten sogar Routine erworben – allerdings nur bis zu einem gewissen Grad: »Es ist wie mit dem Lampenfieber. Man wird es nie richtig los. Da baut sich etwas auf, das die Wahrnehmungsfähigkeit und Sensibilität steigert, vielleicht gehört das schon zu meinem Arbeitsprozess.«

In der Figur von Albert und dessen Erinnerungen nimmt *Der letzte Ort* auch erstmals offensiv seine ostdeutsche Herkunft auf. »Alle fragen immer nur nach meinem exotischen Vater«, klagt er, obwohl er seiner nach wie vor in Berlin lebenden Mutter und deren Teil der Familie nicht weniger verdanke. »Auch ihre Geschichten sind ein wichtiger Teil meiner Identität.

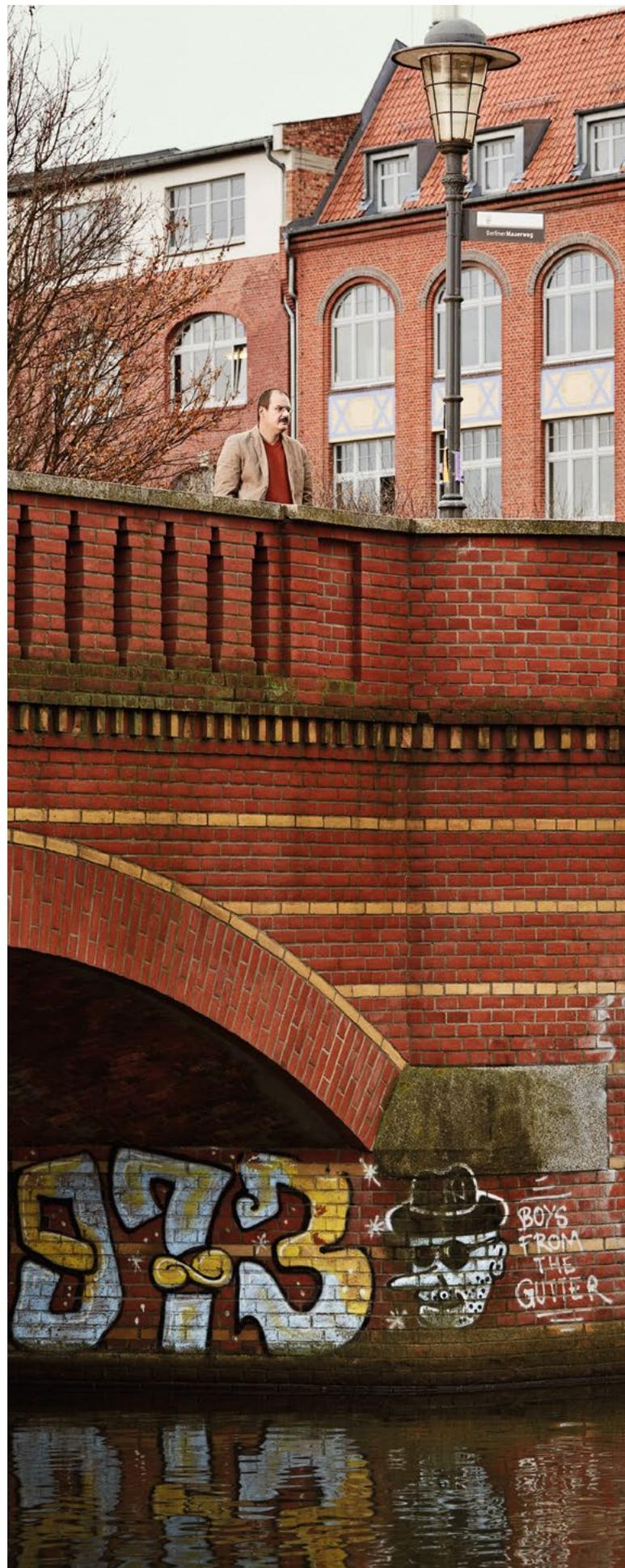
Ich fühle mich noch immer durch die DDR sozialisiert, obwohl ich in mir nie die Spannungen derer austragen musste, die zur Armee gingen und studieren wollten.«

Auf die sozialistische Kindheit folgte, ebenso prägend, der Bruch mit ihr. Sherko Fatah war zwölf, als er Ost-Berlin mit seinen Eltern in Richtung Wien verließ. »Dort folgte eine andere Variante der Geschichte. Sie war ähnlich besessen vom Zweiten Weltkrieg, nur genau anders herum. In der DDR wurde man ja zur totalen Anpassung erzogen. Niemand fragte nach der Legitimation von Autorität. Als ich in den Westen kam, gab es auf einmal sehr viel mehr Abweichendes und Verwirrendes. Ich wollte aber auch im Westen sein wie alle anderen und habe darum gerungen, mich wieder anpassen zu können. Das Kollektive im Osten war etwas im Verborgenen, im Westen war es ein offenes Meinungs- und Konsumkollektiv.«

Die Eltern trennten sich schließlich, und der Vater kehrte in den Irak zurück. Auch wenn er die deutsche Staatsangehörigkeit besaß und alle zwei Jahre Berlin besuchte, blieb er in seiner kurdischen Kultur verwurzelt. »Er war ein Migrant mit allen Schwierigkeiten, die das mit sich bringt«, sagt Sherko Fatah. »Denn Migration hat ihren Preis. Wir sehen das immer nur von unserer deutschen Seite. Mein Vater wollte in Deutschland nie alt werden.«

Verbindung zwischen dem Tagesaktuellen und dem Universalen

Mit dem Schreiben von Gedichten und kurzen Texten begann er früh und tat sich mit dem Schritt zum epischen Erzählen dann doch schwer, auch weil er sich bereits als Leser ständig überfordert hatte. Immer wieder, sagt er, ließ er sich auf Bücher »über dem eigenen Niveau« ein. Noch in der DDR kämpfte er mit der Düsternis von Robert Louis Stevensons *Schatzinsel*. Später, in der Pubertät, wurde Joseph Conrad für ihn wichtig, bis ihn wie so viele der Lateinamerika-Boom erfasste und nicht nur zum magischen Realismus von Gabriel García Márquez führte, sondern auch zu den psychologischen Gewaltstudien des Argentiniers Roberto Arlt und dem Unheimlichkeitsuniversum von Juan Carlos Onetti. Von Mario Vargas Llosa beeinflusste ihn vor allem *Der Krieg am Ende der Welt* über den Aufstand im brasilianischen Sertão: »Es hat mich sehr beschäftigt, weil es in seiner moralischen Indifferenz am Ende offen



- :: **Der letzte Ort.** Roman. Luchterhand Literaturverlag, München 2014
- :: **Ein weißes Land.** Roman. Luchterhand Literaturverlag, München 2011
- :: **Das dunkle Schiff.** Roman. Jung und Jung Verlag, Salzburg 2008
- :: **Onkelchen.** Roman. Jung und Jung Verlag, Salzburg 2004
- :: **Donnie.** Erzählung. Jung und Jung Verlag, Salzburg 2002
- :: **Im Grenzland.** Roman. Jung und Jung Verlag, Salzburg 2001



Mitten im »Wrangelkiez« im Berliner Bezirk Kreuzberg



befindet sich eines seiner Stammlokale, das Restaurant Alisna



lässt, ob nun Demokratie oder Aberglaube wichtiger ist. Heute wäre das wieder aktuell.«

Auch Fatahs Themen besitzen heute eine andere Strahlkraft als zur Zeit seiner Anfänge. Noch 1999, als er zusammen mit Rainer Merkel und David Wagner, bereits Mitte 30, an der zweiten Schreibwerkstatt des Literarischen Colloquiums am Wannsee teilgenommen hatte, fühlte er sich als Außenseiter. »In den Neunzigern interessierte man sich nicht für Schmugglergeschichten aus Grenzgebieten. Damals beschäftigte man sich mit Pop und Stadt, da hatte ich nichts zu bieten«, erinnert er sich. Über alle Widerstände hinweg – sein Debüt landete nach einer verlegerischen Odyssee bei Jung und Jung in Salzburg – hielt er jedoch an seiner Vorstellung von Literatur fest und ist heute noch froh, eine Dissertation über Heideggers Technikphilosophie, mit der er sein Hermeneutik-Studium an der Freien Universität beenden wollte, zugunsten des ersten Romans abgebrochen zu haben.

Vom Gegensatz zwischen engagierter und sich selbst genügender Literatur will er ohnehin nichts wissen: »Mit Ernesto Sabato bin ich überzeugt, dass der Roman eine Universalform ist, die alles in sich aufsaugen kann: Lyrisches, Dramatisches und Analytisches. Ich glaube auch, dass man eine Verbindung zwischen dem Tagesaktuellen und dem Universalen herstellen muss. Wir leben zwar nicht mehr in so politisierten Zeiten wie in den Siebzigern und Achtzigern, aber die erschreckende Polarisierung, die gerade stattfindet, das Auseinanderfallen der Welt in Kalifate, ob sie nun geistig sind oder materiell, ist ein Problem der nächsten Jahre.« Der ewig verspätete Schriftsteller, als der sich Sherko Fatah bis heute empfindet, ist in der Mitte der Gegenwart angekommen. ::



Von Meike Feßmann

Sie ist längst nicht so stachelig wie ihre weiblichen Hauptfiguren, eher auf leicht ruppige Weise galant. Wer immer der 1984 in Baku geborenen Olga Grjasnowa mit einer Zuschreibung beizukommen versucht - und sei es in Form eines Kompliments -, der kann sicher sein, dass sie ihm freundlich lächelnd in die Parade fährt. Ein feines Kräuseln der Stirn deutet zartfühlend an, dass diese Freundlichkeit eine Gnade ist. Denn die Stirnbesitzerin könnte auch anders, wenn sie sich nicht so gut zu beherrschen wüsste.

Seit Olga Grjasnowa 2012 mit ihrem Roman *Der Russe ist einer, der Birken liebt* debütierte, gehört sie zum festen Ensemble der deutschen Literaturszene. Schnell ist sie von der Debütantin zur Diva aufgestie-

gen, und dass sie das selbst gar nicht wollte und die Rolle nur widerwillig spielt, macht das Ganze umso charmanter.

Eine ähnliche Mischung von Ruppigkeit und Charme zeichnet auch ihre beiden Romane aus. Dem Debütroman folgte 2014 ihr zweites Buch mit dem zu vielfältigen Interpretationen einladenden Titel *Die juristische Unschärfe einer Ehe*. Beide Romane sind voller Energie unterwegs, die sich sofort auf den Leser überträgt und ihn in neugierige Anspannung versetzt.

Dichte Szenen von großer Anschaulichkeit wechseln sich mit stets zum Sprung bereiten Passagen ab, in denen die Autorin die Herkunftsgeschichte ihrer Figuren schnoddrig rapportiert - wie ein Pokerspieler, der vorgibt, alles, was er tut, sei kein großes Ding, und dabei einen Trumpf nach dem anderen aus dem Ärmel

Olga Grjasnowa

Starke Frauen

Olga Grjasnowa und ihre Protagonistinnen

»Leyla ging ins Bad, zog sich aus und betrachtete sich im Spiegel.

Anerkennung hatte sie stets für ihren Körper bekommen, für den Körper einer Ballerina. Den gesunden, wohlgeformten und ideal-weiblichen.« aus *Die juristische Unschärfe einer Ehe*

zieht. Weil ihre Figuren von vielfältiger Herkunft sind, muss das eben gesagt sein, aber es soll nichts bedeuten. Eindruck macht es natürlich trotzdem.

Das gibt ihren Romanen eine spezielle Dynamik, eine Mischung zwischen atemloser Aufzählung dessen, was man über ihre Figuren wissen muss, um ihre Kompliziertheiten wenigstens annähernd zu verstehen, und Augenblicken relativer Ruhe, in denen sie sich szenisch entfalten dürfen. Dabei stellt Olga Grjasnowa ihre Heldinnen stets mitten hinein in einen Konflikt, der das Zeug zur Katastrophe hat. Und dann schaut sie zu, was mit ihnen passiert.

So ergeht es Maria Kogan, genannt Mascha, der Heldin von *Der Russe ist einer, der Birken liebt*. Mascha spricht fünf Sprachen fließend, hat ein Doppelstudium der Arabistik und Dolmetscherwissenschaften mit Bestnote abgeschlossen sowie Auslandssemester in

Moskau und Praktika in Brüssel, Wien und Warschau absolviert. Sie will Erfolg und hätte ihn wahrlich verdient. Doch dann geschieht ein Unglück: Ihr in Thüringen aufgewachsener Freund, mit dem sie in Frankfurt am Main zusammenlebt, verletzt sich beim Fußballspiel und stirbt an den Folgen einer Sepsis. Sein Tod reaktiviert ein Trauma aus Maschas Kindheit in Baku, die mit einem Schlag zu Ende war, als neben dem sechsjährigen Mädchen eine junge Frau auf offener Straße erschossen wurde.

Als explosives Gemisch von Panik und ständiger Selbstüberschätzung stapft Mascha, ihre Trauer mit Wut kaschierend, durch den Roman. Der führt sie von Frankfurt nach Israel, wo sie überall aneckt. Grenzziehungen findet sie lächerlich, und Regeln sind dazu da, übertreten zu werden. Religiöse und nationale Zuschreibungen nimmt sie nicht ernst, sondern als das,



was sie pragmatisch betrachtet sind: manchmal dienlich, manchmal hinderlich. Erregt sie Verdacht, weil sie Arabisch, aber kein Hebräisch spricht, verweist sie kokett auf die Tatsache, dass es sich kaum lohne, eine so kleine Sprache zu lernen. Ob sie beim nach Israel emigrierten Zweig ihrer Verwandtschaft im Westjordanland ist oder bei einer Hochzeit in Ramallah: sobald sie sich langweilt, zieht sie alleine los, ohne sich von Gefahren abschrecken zu lassen.

Mascha leidet an einem posttraumatischen Belastungssyndrom. Aber die Autorin identifiziert sie nicht mit ihrer Erkrankung. Die Heldin mit einem Namen wie aus Tschechows Novellen ist eine ungeheuer starke Figur: eine Art weiblicher Don Quijote des postideologischen Zeitalters.

Der zynische Hedonismus des großen Geldes

Wie Mascha kam auch Olga Grjasnowa als »jüdischer Kontingentflüchtling« 1996 mit ihrer Familie nach Deutschland. Sie hat erst hier die Sprache gelernt, in der sie inzwischen so virtuos schreibt. Auch wenn ihre Heldinnen biografische Eckdaten mit ihr teilen, handelt es sich natürlich um erfundene Figuren. So geschickt erfunden, dass die Authentizitätsunterstellung beim Leser zunächst einmal greift, bevor ihm klar wird, dass die Qualität ihrer Romane auch mit gründlicher Recherche zu tun hat.

Olga Grjasnowa beherrscht ihr Handwerk, das sie an Literaturinstituten in Leipzig, Moskau und Berlin gelernt hat. Die akademische Form der Schriftsteller-Ausbildung, sozial durchlässiger als an anderen Hochschulen, verteidigt sie mit guten Argumenten. Wenn

sich mal wieder ein Journalist über Literaturinstitute lustig macht und die Fadheit der deutschen Gegenwartsliteratur mit der bürgerlichen Abstammung der Autoren erklärt, fährt ihm Olga Grjasnowa kenntnisreich in die Parade. Erst recht, wenn er, wie Florian Kessler in der *Zeit*, den Fehler begeht, Migranten mit freundlicher Herablassung von seinem Verdikt auszunehmen. In ihrer Familie seien alle Akademiker, selbst die Urgroßmutter, konterte Olga Grjasnowa in der *Welt*.

Im zweiten Roman von Olga Grjasnowa, *Die juristische Unschärfe einer Ehe*, ist die Katastrophe schon geschehen, wenn der Roman beginnt. In einer beklemmenden Ouvertüre, gewissermaßen dem Prolog des Romans, sehen wir Leyla, die in Baku geborene, mittlerweile in Berlin lebende, in einer Krise an ihren Geburtsort zurückgekehrte Heldin, in einer Gefängniszelle der aserbajdschanischen Hauptstadt. Aus Überdruß und Langeweile hat sie an illegalen Autorennen der einheimischen Jeunesse dorée teilgenommen. Nun liegt sie gefesselt, misshandelt und missbraucht in der Gefängniszelle. Doch ihr Widerstand ist ungebrochen.

Auch Leyla ist eine starke Figur, höchst diszipliniert und mit eisernem Willen, eine Ballerina, die am Bolschoi-Theater in Moskau das harte Regime im Umgang mit dem eigenen Körper gelernt hat. Sie ist mit Altay verheiratet, einem Arzt, der ebenfalls aus Baku stammt. Beide sind homosexuell und haben nur ihren Familien zuliebe geheiratet. Ihre Ehe funktioniert trotzdem, sogar ziemlich gut. Bis Jonoun, eine in Indien geborene, in Israel aufgewachsene New Yorker Performance-Künstlerin nach Berlin zieht und sich in Leyla verliebt. Aus dem gut eingespielten Paar wird ein wackliges Dreieck, das an allen Ecken vor Konflikten sprüht.

Wie im Debütroman eine Reise nach Israel führt, so reisen wir hier durch den Kaukasus: Leyla und Jonoun unternehmen die lange Fahrt gemeinsam, nachdem Altay seine Frau aus dem Gefängnis freigekauft hat. Während die beiden auf den Spuren altpersischer Epen nach ihrer verlorenen Liebe suchen, entsteht zugleich ein an vielen Stellen schäbiges, von autoritären Strukturen gezeißeltes, bei den Landschaftsschilderungen oft zauberhaftes Gemälde der in die Unabhängigkeit entlassenen ehemaligen Sowjetrepubliken.

Um das Verhältnis von Ordnung und Chaos, Bindung und Autonomie geht es in diesem Roman nicht nur in Hinsicht auf die moderne Ehe. Die Gewalttätig-

- :: **Die juristische Unschärfe einer Ehe.**
Roman. C. Hanser Verlag, München 2014
- :: **Der Russe ist einer, der Birken liebt.**
Roman. C. Hanser Verlag, München 2012



keit autoritärer Strukturen, angefüllt mit dem zynischen Hedonismus des großen Geldes, bildet gewissermaßen die Leinwand, die Olga Grjasnowa bemalt. *Die juristische Unschärfe einer Ehe* ist eine Recherche nach individuellen Möglichkeiten der Balance und zugleich ein Abgesang auf überkommene Formen der Stabilität. Vor allem aber ist es eine literarisch kühne Mischung aus Tragikomödie, Road-Novel und Elegie.



Olga Grjasnowa spielt mit gerade dreißig Jahren schon ziemlich virtuos auf

verschiedenen Klaviaturen. Sie hat nicht nur zwei sehr eigenwillige Romane vorgelegt, sondern schaltet sich auch in öffentliche Diskussionen ein, sobald es um Literatur, falsche Maßstäbe und missglückte Zuordnungen geht.

Erst kürzlich hat sie sich, zusammen mit Nino Haratischwili und Lena Gorelik, gegen die Bemerkungen ihres Kollegen Feridun Zaimoglu gewehrt. In der »Freitext«-Kolumne der *Zeit*, in der dann auch die drei Autorinnen konterten, behauptete der auf einer Lesereise von einer Grippe übermannte Autor, »wer fremdstämmig und weiblich ist, motzt sein Poesiealbum auf und produziert »Pseudo-Romane«. Auf die Frage der Kritikerin, ob sich da unter deutschen Schriftstellern mit Migrationshintergrund ein Verteilungskonflikt um die rare Ressource Aufmerksamkeit anbahne, antwortete Olga Grjasnowa mit einem entschiedenen »Nein«. Hoffen wir, dass die Antwort nicht ihrem Widerspruchsgeist entsprungen ist.

::



Sein Stoff war immer schon da

Martin Kordić erzählt vom Krieg

Von Richard Kämmerlings

Bald wird Martin Kordić in bester Gesellschaft sein. Vom Kölner Dumont Verlag wechselt er in diesem Frühjahr zu Hanser nach München, und sein neuer Chef ist ein alter Bekannter. Jo Lendle, lange Jahre bei Dumont, ist auch so eine Doppelbegabung: Romane schreiben und Verlagsarbeit gehen bei Lendle Hand in Hand, und auch für Kordić scheint es das Normalste von der Welt zu sein.

Als ich Martin Kordić im vergangenen Jahr beim Erscheinen seines Debüt-Romans zum Interview traf, fand er schon die Frage seltsam. Vereinbarkeit von Berufung und Beruf? Warum sollte das ein Problem sein? Im Hiphop sei es völlig selbstverständlich, gleichzeitig Künstler, Produzent oder Kopfhörer-Hersteller zu sein, ohne dass jemand auf Grenzen pocht. Kunst versus Handwerk, genialische Inspiration versus Brotberuf? Das sind Gegensätze von gestern.

Vielleicht hat es aber auch mit Martin Kordićs Selbstverständnis als Autor zu tun. Er gehört nicht zu jenem gar nicht so seltenen Typus, der sich abstrakt als Schriftsteller definiert, einen Künstlerhabitus pflegt und erst dann anfängt, nach passenden Anwendungsfällen und Themen zu suchen. Bei Kordić war es umgekehrt. Der Stoff, sein Stoff, war immer schon da.

Sein Debütroman *Wie ich mir das Glück vorstelle* erzählt vom Krieg. Er tut dies mit der Stimme eines Jungen, Viktor, der in den Balkan-Kriegen seine Familie verliert und versucht, sein Leben trotzdem auf die Reihe zu bekommen. Der weiterlebt, indem er erzählt. Von den glücklichen Tagen, von den schrecklichen und von all denen, die ein bisschen von beidem sind.

Martin Kordić wurde 1983 geboren, in Celle, als Sohn einer Deutschen und eines kroatischen Gastar-

beiters aus Bosnien-Herzegowina. Aufgewachsen ist er in der Rhein-Neckar-Region. Die Familie hatte ihren Umzug nach Bosnien schon geplant, als im zerfallenden Jugoslawien die Kriege ausbrechen. Nicht der Vater kehrt mit seiner Familie heim, sondern umgekehrt kommen jetzt viele Kroaten nach Mannheim und nach Ludwigshafen. Vor allem die Mütter fliehen mit ihren Kindern und kommen bei den in Deutschland lebenden Verwandten unter, jahrelang lebt man mit ihnen unter einem Dach. Auch mit ihren Ängsten und Sorgen. Um die Zurückgebliebenen. Um die, die dort kämpfen. Um die Zukunft. »Als Kind«, sagt Kordić, »versteht man nicht so viel, aber der Krieg war immer da, weil die Leute da waren.«

Die Eindrücke haben ihn nie losgelassen, auch nach dem Ende der Kämpfe nicht, als er endlich wieder selbst in die Heimat des Vaters reisen und die Fernsbilder mit der Wirklichkeit abgleichen konnte.

Schon die ersten Prosaversuche, die er mit siebzehn, achtzehn unternommen habe, seien um seine Erfahrungen gekreist. Das Thema war schon da, bevor er überhaupt gewusst habe, was deutsche Gegenwartsliteratur ist, sagt Kordić.

2004 bis 2008 studiert er in Hildesheim Kreatives Schreiben, und auch hier versucht er, sich dem immer noch glühend heißen Stoff zu nähern. Er beschäftigt sich mit den politischen Hintergründen des Konflikts. Direkt nach seinem Studium zieht er für ein gutes halbes Jahr nach Zagreb, danach beginnt er seine Arbeit im Dumont Verlag in Köln. Doch bis er die richtige Form für sein Buch gefunden hat, dauert es seine Zeit. Er versucht es zunächst autobiografisch, eng an seiner Erfahrung als Gastarbeiterkind, das in die eigentlich fremde Heimat zurückkehrt. Dann als Familienroman entlang der Biografien seiner Eltern. Doch erst als er



Am Rheinufer oder im Kölner Zoo geht Martin Kordić gern spazieren

seinen Erzähler Viktor gefunden hat, gelingt es, die vielen Bruchstücke zu einer Geschichte zu fügen.

Im Roman gibt es eine ländliche Idylle, das »Dorf der Glücklichen«, dessen selbstverständliche Multikulturalität durch die Rückkehr der Nationalismen zersprengt wird. Es gibt die »Stadt der Brücken«, wo sich Viktor gemeinsam mit einem anderen Waisenkind, dem »einbeinigen Dschib«, ein provisorisches Zuhause im Niemandsland einrichtet. Und es gibt ein von katholischen Schwestern geführtes Heim für kriegstraumatisierte Kinder im »Sehergebirge«. Zwischen diesen Orten springt die Erzählung hin und her, und in den Zwischenräumen verbergen sich Vertreibung und Tod und eben das Glück, das nie direkt zu fassen und zu erzählen ist.

Viktor, der selbst in einem Zustand totaler Anarchie lebt, muss sich beim Erzählen nicht an Regeln halten. »Ich erzähle alles so, wie der Zopf von der Oma unterm Kopftuch aussieht«, erklärt er einmal, und damit ist gemeint: Erinnerung und Einbildungskraft geben Viktor die Ordnung der Erzählung vor, nicht Logik und Chronologie.

Kordić sagt, er habe es als eine Befreiung empfunden, nicht mehr dem Druck des Realismus ausgesetzt zu sein, sondern in einen »naiven Urzustand des Schreibens« zurückgefunden zu haben.

Wie lange kann man sich in einem solchen Zustand aufhalten? Martin Kordić schreibt im Urlaub, am Wochenende, mal zwischendurch. Einen festen Rhythmus hat er für seinen Roman nicht gefunden. Länger als zwei Wochen am Stück könne er sowieso nicht schrei-

ben, sagt er, dann werde er regelrecht asozial. Erst die Struktur eines festen Jobs gibt ihm die Freiheit, für wenige Stunden in der Arbeit am Buch zu versinken. Literatur ist für Martin Kordić eine existenzielle Notwendigkeit, der man sich eben darum nicht komplett verschreiben kann, ohne verschluckt zu werden.

Und dann gerät er doch ins Schwärmen über den wunderbarsten Literaturort, den er kenne, das »Booksa« in Zagreb, das Buchhandlung, Wohnzimmer, Bar, Internet-Café, Literaturinstitut und Lesebühne in einem sei. Als sei hier doch ein Ort, an dem man einfach nur Schriftsteller und sonst nichts sein könne. Fließend kroatisch spreche er nicht, höchstens für eine halbe Stunde Small-Talk reiche es, sein Wortschatz sei zu gering für tiefer gehende Gespräche. Auch die kroatische Gegenwartsliteratur kann er meist nur in Übersetzungen wahrnehmen.

Ein Schutzraum der Einbildungskraft um das verletzte Ich

Im Alter zwischen sieben und zwölf war er nie in der Heimat des Vaters, vorher und nachher aber so gut wie jedes Jahr. Die Familie kommt aus einem kleinen Dorf in der Nähe von Mostar, auf halbem Weg nach Medjugorje, einem bekannten Marienwallfahrtsort. Wenn Kordić heute dorthin fährt, lebt er auf dem Hof eines Onkels am Dorfrand. Am Ende des Romans gibt es ein Schwarz-Weiß-Foto von diesem so idyllisch erscheinenden Ort – als Symbol eines magischen Kraftzentrums, aus dem der Schriftsteller seine Energie ge-



winnt. Auch wenn der Roman überhaupt nicht autobiografisch ist, so wäre er nicht denkbar ohne die Verwurzelung des Autors in seiner Familiengeschichte.

Der entscheidende narrative Kniff liegt darin, dass Viktor alles im Präsens berichtet: Nur so könne er mit seinem Material klarkommen, erläutert Kordić. Verlässt man die Binnensicht, wird deutlich, dass dieses Erzählen auch eine Traumabewältigung ist. Die Schrecken des Krieges, der Verlust der Familie, seiner Heimat, all das ist immer da, aber genau so ist nichts wirklich verloren und auch das Glück bleibt gegenwärtig: eben in der Vorstellung. So legt die Einbildungskraft einen Schutzraum um das verletzte Ich.

Leitmotivisch tauchen darin Figuren und Namen, Dinge und Bilder auf, die jeweils konkreten Menschen und Situationen zugeordnet werden können. Viktor aber versammelt sie alle zugleich um sich, als eine Miniaturwelt voller Ersatzobjekte, von denen jedes

Einzelne nur die Abbreviatur einer ganzen Geschichte ist. Andere Autoren hätten aus diesem Stoff wohl ein mehrhundertseitiges Epos gemacht. Kordić hat ihn immer weiter verdichtet und konzentriert, bis kein überflüssiger Satz mehr drinsteht.

Wenn man will, kann man darin auch die Neigung Kordićs zu klassischer Musik erkennen. Ein traumhaft sicheres Gespür für Themen und Variationen schlägt sich in der quasimusikalischen Komposition nieder. Durch die Wiederholung werden einzelne Motive so mit Bedeutung aufgeladen, dass sie den Leser am Ende mit der ganzen Wucht der Trauer aus dem Gleichgewicht bringen.

»Dinge ins Jetzt zu holen, das zu können, wäre eine schöne Gabe«, sagt Martin Kordić einmal beiläufig, und es klingt, als ginge es um Übersinnliches wie Telepathie oder Geisterbeschwörung. Dabei aber ist genau das, was ein echter Erzähler vermag. ::

Fahren Sie nach Polen, Ihre Zunge ist schon dort

»Die Sprache wurde dem Menschen gegeben, um die Wahrheit zu verschleiern.« (Voltaire)

Von Radek Knapp

In unserer bewegten und ach so überhitzten Epoche wimmelt es von eigenartigen Individuen. Es gibt Leute, die leidenschaftlich Tabus brechen und solche, die nicht minder rücksichtslos Herzen brechen. Es gibt aber auch solche, die Gesetze und sogar Knochen brechen. Die sicherste Methode, sich die Zunge zu brechen, besteht darin, Polnisch zu erlernen. Dieses Kunststück kann man auf vielfältige Weise erreichen. Zum Beispiel in einer Volkshochschule um die Ecke einen Kurs belegen. Oder in einen Zug steigen, nach Polen fahren und in der erstbesten Stadt aussteigen. Ich persönlich würde zu der zweiten Möglichkeit raten, denn wo bekommt man die ganze Wucht der polnischen Sprache besser zu spüren als in meinem Heimatland, das nebenbei gesagt, genauso viele große Persönlichkeiten wie Schnurrbartträger hervorgebracht hat.

Schon mit der harmlosen Frage nach dem Hotel oder dem Wetter landet der ahnungslose Fremdling in einem linguistischen Minenfeld. Und das ist erst der Anfang. In wenigen Sekunden stellt sich heraus, dass das Polnische obendrein auch kein Ohrwurm für ein fremdes Gehör ist. Als kürzlich eine Umfrage in Westeuropa durchgeführt wurde, gaben neunzig Prozent an, Polnisch klinge deshalb so rau und sogar unfreundlich, weil es über eine überdurchschnittlich große Anzahl an Zischlauten verfüge. (Nur in Portugal war man anderer Meinung). Außerdem geht das Polnische sehr sparsam mit Konsonanten um, was zu halsbrecherischsten Wortkonstruktionen führen kann. Nehmen wir zum Beispiel den Spruch, der sogar den einheimischen Zungen einen bleibenden Schaden zufügen kann: »Chrząszcz brzmi w trzcinie« (Chschonschtschbschmi w tschtzinje), was frei übersetzt heißt: »Ein Käfer zirpt im Schilf«. Sie können es auf der Fahrt von Berlin nach Warschau üben, sechs Stunden dürften gerade ausreichen.

Wer hätte also gedacht, dass Polnisch trotzdem genauso wie Deutsch oder Französisch zur Indogermanischen Sprachfamilie gehört, und hier wiederum in den slawischen Sprachzweig. Falls Sie jedoch zu jenen seltenen Deutschen gehören, die Russisch sprechen und damit hoffen, in Polen durchzukommen, muss man Sie enttäuschen. Russisch verhält sich zu Polnisch wie Englisch zu Deutsch. Die Chancen, einen Tschechen zu verstehen, liegen aber schon bei fünfzig zu fünfzig. Darüber hinaus hat das Tschechische für einen Polen (und umgekehrt) eine einzigartige Komik. Schon allein deshalb müssten polnisch-tschechische Ehepaare zu den bestgelaunten der Welt gehören. Am einfachsten klappt die Verständigung jedoch mit den Slowaken, in dem Fall ist nicht einmal ein Wörterbuch notwendig.

Abgesehen von seiner rauen Schale ist Polnisch eine sehr weiche und plastische Sprache. Wenn man sie mit einem Bild vergleichen würde, käme sie Chagall am nächsten. Diese »Plastizität« verdankt es seiner überdurchschnittlichen Bereitschaft, Wörter aus anderen Sprachen zu übernehmen. Einige Beispiele: Das aus dem Jiddischen stammende Wort »Schickse« hat sich im Polnischen in eine »Sikse« verwandelt, bedeutet jedoch nahezu dasselbe: Eine junge Frau, die als unberechenbar gilt.

Einen »Schlauch«, einen »Schlafrock« oder eine »Flaschka« können Sie in einem polnischen Geschäft kaufen, ohne ein Wörterbuch zu bemühen. In Schlesiens kann der deutsche Tourist sogar auf ganze Sätze treffen, die ihm bekannt vorkommen werden. Zum Beispiel: »Bilety rot gestreichowanyn Blaistyftem nie giltuja.«

Eine bemerkenswerte Etymologie hat das polnische Wort »prysznic«. Es stammt von dem Namen des deutschen Arztes Vincenz Priessnitz ab, der im

»chrzaszcz brzmi w C h r z ą s z c z b r z m i w t r z c i n i e trzcinnie«

19. Jahrhundert in Gräfenberg einen Waschapparat erfand, »wo Wasser auf den Badenden durch einen Sieb herunterfiel«. Warum die Deutschen diesen Apparat nicht wie die Polen »prysznic«, sondern ausgerechnet »Dusche« nennen, wird wohl nicht so schnell geklärt werden können. Eine hinreichende Erklärung gibt es hingegen, warum man die Deutschen »Niemcy« nennt. Das Wort »Niemcy« kommt vom »niemy«, was soviel wie stumm bedeutet. Im Mittelalter bezeichnete man die Deutschen als die »Stummen«, weil sie kein Wort Polnisch sprachen.

Nach dem Fall des Eisernen Vorhangs gab sich das Polnische einem intensiven Flirt mit dem Englischen hin. Während Europa den Anglizismen den Kampf angesagt hatte, verwandelten sich in wenigen Jahren Polens Restaurants in »Lunchplaces«, die Geschäfte in »Supermarkets« und die Beamten in »employers«. Nicht zu reden von geheimnisvollen Institutionen wie der »Beautycompany«, »dem Beersalon« oder »Xerox«.

Diese Toleranz gegenüber fremden Einflüssen, die gelegentlich in eine bedenkliche linguistische Sorglosigkeit ausufert, entspricht der spielerischen Mentalität der Slawen. Sie bringt einerseits viel Unkraut hervor, andererseits macht sie die polnische Sprache noch »biegsamer« und »flexibler«. Wenn man ein Wort in den Mund nimmt und es später wieder herauskommt, dann bedeutet es etwas anderes als vorher. Eine Eigenschaft, über die sich besonders Dichter und Liedermacher freuen. Einer der Nutznießer dieser »Flexibilität« war auch der polnische Arzt Ludwik Zamenhof, dem diese Eigenschaft beim Erfinden des »Esperanto« sehr hilfreich war. Eine derart restriktive »Sprachbehandlung« wie im benachbarten Deutschland wäre in Polen unmöglich. Sogar die polnischen Sprachhüter geben zu, dass die Sprache keine Drehbank ist, der man alle paar Jährchen die Schrauben

nachziehen kann. Sie ist lebendiges Gebilde, und wer, wenn nicht sie, wird von uns Zeugnis ablegen, wenn wir nicht mehr da sind? In Polen wird man also noch lange auf die erste Rechtschreibreform warten, zu tief verwurzelt ist der Glaube an die selbstreinigenden Kräfte der Sprache. Anders ausgedrückt: Wozu einen Beistrich künstlich entfernen? Er wird schon von selbst verloren gehen, wenn seine Zeit gekommen ist.

Aus dem selben Grund haben Polen einen großen Respekt vor Fremdsprachen. Hier gilt der strikte Grundsatz: »Sprechen und sprechen lassen«. Im Kino werden Sie in ganz Polen immer nur Filme in Originalsprache finden, das Synchronisieren ist immer noch verpönt. Darüber hinaus beherrscht heute schon jeder dritte Pole eine Fremdsprache. Besonders erfreulich ist die Entwicklung bei der Jugend: Hier sprechen bereits achtzig Prozent der bis 23-Jährigen eine Fremdsprache. Zum Vergleich: Vor zwanzig Jahren waren es nur zehn Prozent. Damals war allerdings die führende Fremdsprache Russisch. Heute überwiegt bei allen Altersgruppen Englisch und Deutsch.

Verständlicherweise sehen es auch die Polen gern, wenn Ausländer ihre Sprache beherrschen. Doch im Gegensatz zu den Italienern machen sie sich keine Illusionen. Sie wissen, dass Polnisch fast so schwer zu lernen ist wie die Allgemeine Relativitätstheorie. Man ist froh, wenn der Gast das eine oder andere Wort nicht allzu verstümmelt wiedergibt. Ein paar Worte auf Polnisch sollten Sie sich sicherheitshalber einprägen. »Wodka« oder »Chopin« gelten aber nicht, das erste kennt jeder, das zweite ist nicht Polnisch. Aber wenn Sie es schaffen zu sagen: »Polska to wspaniały kraj« - »Polen ist ein wunderbares Land«, sind Sie der Star des Abends und werden fürstlich belohnt. Zuerst mit einem Wodka und dann mit einer Etüde von Chopin. ::

Schlemihl im arabischen Frühling

Die ägyptische Philologin Lobna Fouad übersetzt
Adelbert von Chamisso und Abbas Khider

Von Michael Bienert

Es ist Schließtag im Berliner Naturkundemuseum, aber eine freundliche Mitarbeiterin der Abteilung für Mollusken empfängt uns am Diensteingang und führt uns durch dunkle Säle zum Lastenaufzug. In einem oberen Stockwerk geht es weiter durch den labyrinthischen Bau, an Holzschränken voller aufgespießter Schmetterlinge vorbei ins Reich der Weichtiere. Dort sind Biologen in den letzten Jahren auf die Suche nach Muscheln und Schnecken gegangen, die Adelbert von Chamisso auf seiner Weltreise zwischen 1815 und 1818 sammelte und der Universität zu Forschungszwecken überließ.

»Spektakulär ist es nicht, was wir hier haben«, sagt die Museumsmitarbeiterin und zeigt ein paar verschlossene Gläser, in denen etwas Farbloses in Alkohol schwimmt: Meeresschnecken, vor fast 200 Jahren aus dem Pazifik gefischt.

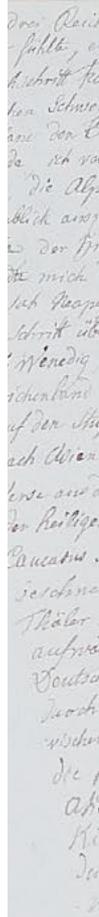
An einer großen perlmuttglänzenden Muschelschale hängt ein uraltes Papierschildchen, das Chile als Fundort und Chamisso als Finder nennt. Die aus Kairo angereiste Übersetzerin Lobna Fouad wägt die Schale in der Hand. Zum ersten Mal berührt sie etwas, was auch Chamisso angefasst hat.

Unsere nächste Station ist die Staatsbibliothek, die Chamissos schriftlichen Nachlass verwahrt. Monika Sproll und Anja Stimberg sind dort seit vier Jahren mit der Nachlasserschließung und Digitalisierung beschäftigt – ein Projekt, das die Robert Bosch Stiftung finanziert. Die beiden Wissenschaftlerinnen haben die Originalhandschrift von *Peter Schlemihls wundersamer Geschichte* aus dem Magazin bestellt, nun liegen die eng beschriebenen Blätter auf einem Tisch in ihrem Büro. Monika Sproll zeigt die braunen Brandflecke an den Ecken: »Gut möglich, dass Chamisso dort seine Pfeife abgelegt hat.« Lobna Fouad schlägt vorsichtig die Blätter um, schaut ein wenig ungläubig auf die Handschrift und auf den Text, den sie so gut kennt.

Mit einer überraschenden E-Mail hat unsere Bekanntschaft im Sommer 2013 begonnen: »Mein Name ist Lobna Fouad, ich bin Dozentin für deutsche Linguistik und Übersetzerin an der Philosophischen Fakultät der Helwan Universität in Kairo. Ich interessiere mich für die Übersetzung des Romans *Peter Schlemihl* ins Arabische. Tatsächlich habe ich schon das erste Kapitel ins Arabische übersetzt und suche nun eine Möglichkeit zur Veröffentlichung meiner geplanten Übersetzung. Wenn mein Vorschlag bei Ihnen Gefallen findet, schreiben Sie mir bitte eine Antwort. Ich bin bereit, Ihnen meinen Lebenslauf zu schicken und dazu noch die arabische Übersetzung des ersten Kapitels.«

Erstaunlich, aber wahr: Chamissos Märchennovelle vom verkauften Schatten wurde bisher in über dreißig Sprachen übersetzt, aber noch nie ins Arabische. Wie war der unbekanntenen Übersetzerin in Kairo zu helfen? Lobna Fouad ging sofort auf den Vorschlag ein, eine Übersetzungsprobe im Chamisso-Internetforum zu veröffentlichen, um ihr Vorhaben publik zu machen. Die Resonanz war ermutigend: Kenner des Arabischen verfassten Kommentare, lobten den Stil der Übersetzung. Mit diesem Rückenwind setzte Lobna Fouad ihre Arbeit fort, während draußen auf den Straßen in Kairo demonstriert, geschossen und gemordet wurde. Seltsame Koinzidenz: Chamisso schrieb seine Novelle in der politisch aufwühlenden Zeit der aufziehenden Freiheitskriege in Europa, genau zweihundert Jahre später erlebte seine Übersetzerin mit Wut und Trauer das Scheitern der ägyptischen Revolution aus nächster Nähe.

Besonderes Kopfzerbrechen bei der Übertragung bereiteten ihr altmodische Wörter wie »abgefemt«, »sich abhärmen« oder »Rock« für Schlemihls Jacke. Lobna Fouad recherchierte in den Online-Ausgaben



... von uns die Menschen, von denen ich mich
 in große Rätzel gelöst zu haben schreibe. 7
 andrerich zum zweiten Mal, und bestieg
 die erhabenen Alpen, ich warf vom Gipfel der
 Blick vom Meere 200 Meilen weit mich vor
 flüchte mit lebendigen Thieren das Gelande nach
 er und die Alpenen, Ich schickte mich, einen
 nachher, in Cuzco auf den Gipfel der Inca'schen
 Himmel war klar und mild. Welche Aussicht! Ich
 durch die Thäler Halsins wieder nach nord
 K. von der zweimaligen Höhe der Welt, Föhn
 er die Alpenen, in das Thal des Po besonders
 umging das Adriatische Meer und schickte nach
 meinem Weg fort. Ich schickte Turken da, ich wollte
 den des Partizips. Ich schickte bei Constantinopel
 über und suchte vergebens. Ich schickte mich
 dem letzten Gering der Glas her sagte mich Ignor
 n Seite Troja. Ich erwartete meine Schritte nach dem
 ich durchschreite keine Wälder sah noch von seinen
 isten Gipfel von und stieg in die Nordliche
 hinaus, ich trat über die Wolga, und verfolgte
 als den Lauf der Donau nach meinem geliebten
 bland. Ich stieg mit traurigen Sorgen weiter. Ich ging
 Danemark über den Belt und den Sund nach der Land
 n Gallien, von da durch das Gebirg und
 Küste bei abnehmender Vegetation verfolgend nach
 er und suchte mit abnehmender Schritte von der nordliche
 alle Anzeichen der Polar Kreise einen Durchgang über
 Polar Gletscher. nach war der Nord Ost Lap davon
 nicht getrennt, ich ging über den nördlichen Ocean
 den ich in der Nord Ost Lap an den Nord Ost Lap
 reiche Stralen des Sonnenlichts am Horizont. Ich fand
 nach ungefähr sechs Schritte Land und machte seinen
 und antte südlicher zu kommen. Ich hatte die Sonne ungefähr
 am Mittag. Ich vermuthete auf Groenland zu sein und fand
 meine Vermuthung bestätigt. Ich machte langst den westlichen
 Küste wieder mehrere Schritte zu nördlich gehen und wieder durch
 die Region des ewigen Eises America suchen. Ich kam schließlich
 wärt Schritte an der Duffins und Hudsons Bay vorüber
 ihre den läng Gedächtnis durchgang des atlantischen Ocean
 nach dem kalten Meer zu finden. Ich verpasste
 genaue geographische Bestimmung dieser Polar

Eine Seite aus der Original-Handschrift »Peter Schlemiel's
 Schicksale mitgetheilt von Adelbert von Chamisso«,
 aufgeschrieben in Cunersdorf. MDCCCXIII. Inzwischen
 liegt davon eine Faksimile-Ausgabe mit Transkription und
 Kommentar im Findling Verlag vor.



historischer Wörterbücher und schickte ihre Fragen
 per E-Mail an den Schlemiel-Experten Bernd Ballmann
 in London. Im modernen Schriftarabisch suchte die
 Übersetzerin dann nach Wendungen, die dem veralte-
 ten Sprachstil des deutschen Originals entsprachen.

Nach einem halben Jahr war der arabische Text
 komplett, inzwischen hat das ägyptische National-
 zentrum für Übersetzung (NCT), eine Einrichtung des
 Kulturministeriums, die Veröffentlichung als Buch
 zugesagt.

Im August 2014 wurde Lobna Fouad zu einem
 Übersetzertreffen ins Literarische Colloquium in Berlin
 eingeladen, so lernen wir uns endlich persönlich ken-
 nen. Die kleine Frau, gläubige Muslima mit Kopftuch,
 schlapp in Flipflops und Parka durchs kühle Berlin. In
 Kairo, erzählt sie, sei sie meistens im Auto unterwegs.

Wie ist sie zum Übersetzen gekommen? Wegen
 ihrer großen Sprachbegabung durfte sie als Kind
 eine deutsche Schule in Kairo besuchen. Sie studierte
 Germanistik und promovierte mit einer Arbeit über
 Form und Funktion des Partizips im Deutschen und
 Arabischen. Als Dozentin für Deutsch hat die alleiner-
 ziehende Mutter zweier Töchter ein Auskommen in
 Kairo, besitzt eine Eigentumswohnung und ein kleines

Auto. Auf *Peter Schlemihls wundersame Geschichte* ist die 43-Jährige durch ein Seminar des DAAD-Lektors und Literaturprofessors Michael Fisch in Kairo aufmerksam geworden. Sie findet die Fabel vom verkauften Schatten zeitlos aktuell, »weil fast keiner mehr auf Prinzipien und Ehrlichkeit und auf die Seele achtet und in Ägypten dieses Phänomen extrem geworden ist«.

Die Mitarbeiterinnen der Staatsbibliothek haben außer dem Originalmanuskript noch eine Überraschung für Lobna Fouad parat: In Chamissos Nachlass existieren Briefe, die ihm deutsche Forscher aus Kairo nach Berlin geschickt haben. Der polyglotte Dichter, Natur- und Sprachforscher pflegte also auch schon Kontakte in die arabische Welt!

Nach Chamissos Novelle hat sich Lobna Fouad einen zeitgenössischen Text für eine Übersetzung gesucht, wiederum ohne Auftrag oder Stipendium. In seinem Roman *Die Orangen des Präsidenten* erzählt Abbas Khider, der auf Deutsch schreibt und 2010 den Chamisso-Förderpreis erhielt, von einem jungen Mann, der unschuldig in einem Foltergefängnis des Saddam-Regimes im Irak landet. Für Lobna ein hochaktueller Text, da auch in Ägypten Gegner des herrschenden Militärregimes verhaftet und gefoltert wurden. *Die Orangen des Präsidenten* zu übersetzen sei ihr leicht gefallen, da die Ausgangssprache relativ schlicht sei, die Herausforderung liege diesmal in der Thematik: »Ich weiß nicht, ob die arabische Übersetzung überhaupt einen Verleger findet, und ob das Buch überhaupt in Ägypten publiziert werden darf.«



bücher

:: Monika Sproll, **Adelbert von Chamisso in Cunersdorf**. Kleist-Museum Frankfurt/Oder 2014. 32 Seiten, 8 Euro (Buchhandelsvertrieb über den Verlag für Berlin-Brandenburg)

www.chamisso-forum.blogspot.de
www.kleist-museum.de
www.chamisso-gesellschaft.de

Wo Peter Schlemihl geschrieben wurde

Adelbert von Chamisso schrieb sein berühmtestes Werk in Kunersdorf, einem abgelegenen Ort in Brandenburg, wo er 1813 als gebürtiger Franzose sicherer war als in seiner Wahlheimat Berlin. Dort herrschte am Beginn der Befreiungskriege gegen Napoleon eine starke antifranzösische Stimmung. Auf dem Mustergut der Familie Itzenplitz in Kunersdorf arbeitete Chamisso als Botaniker und fand die nötige Muße zur Niederschrift von *Peter Schlemihls wundersamer Geschichte*.

In späteren Jahren hielt Chamisso weiter Kontakt ins Oderbruch. Als er 1821 vom preußischen Kultusministerium den Auftrag erhielt, dreißig Schulherbarien anzulegen, schickte er Listen der benötigten Pflanzen nach Kunersdorf, die dann dort angebaut und nach Berlin versandt wurden. Reste des ehemaligen Parks und das Chamisso-Literaturhaus in einem erhaltenen Nebengebäude des Gutes erinnern heute an den Aufenthalt des Dichters und Naturforschers. Dazu liegt nun eine kleine Publikation in der bibliophilen Reihe der »Frankfurter Buntbücher« aus dem Kleist-Museum in Frankfurt/Oder vor. Autorin von *Adelbert von Chamisso in Cunersdorf* ist Monika Sproll, die im Chamisso-Nachlass nach unbekanntenen Quellen zum Kunersdorfer Aufenthalt geforscht hat.

Im vergangenen Winter zeigte das Kleist-Museum die Sonderausstellung »Peter Schlemihl 1814–2014. Geschichte eines Buches« über die Entstehung, Rezeption und Illustrationsgeschichte der Novelle. Ein Teil der Ausstellung wurde als Wanderausstellung auf Stoffbahnen konzipiert. Um sie auch außerhalb Deutschlands zeigen zu können, sind die Texte in Deutsch und Englisch aufgedruckt. An der Ausstellung interessierte Bildungseinrichtungen können sich ans Kleist-Museum in Frankfurt/Oder wenden oder an die Chamisso-Gesellschaft mit Sitz in Kunersdorf.

::

Tschechische Fabulierlust

Ota Filip zum 85. Geburtstag

Von Lerke von Saalfeld

»Ich bin ein tschechischer Schriftsteller, der deutsch schreibt«, hat Ota Filip einmal auf die ihn immer wieder nervende Frage geantwortet, was für ein Schriftsteller er denn sei. Ob das so stimmt? Feste Zuschreibungen liebt der Autor eigentlich nicht, er fühlt sich als Kosmopolit, der vor vierzig Jahren in die Bundesrepublik emigrieren musste – Bayern ist seitdem sein Zuhause. Das Wort »Wurzel« ist ihm ebenso verhasst wie das Vaterland oder die Muttersprache oder gar die Heimat.

Ota Filip wurde 1930 in Ostrava/Mährisch Ostrau geboren, seine Mutter war Polin, der Vater Tscheche mit k.u.k. Hintergrund. Auf der Straße sprach das Kind tschechisch, polnisch, deutsch oder manchmal auch jiddisch. Das mährische Ostrava ist auch für den erwachsenen Ota Filip in seinen Romanen immer ein fester Bezugspunkt geblieben, hier hat er eine Prägung erfahren, die sein Leben bestimmt: das offene Klima von vielsprachigen Kulturen. Keine Idylle, zwei Diktaturen, zunächst die Besatzung der Stadt durch die Deutschen und später das kommunistische Regime. Unter solchen Bedrängnissen zu leben, bedarf einer besonderen Lebenskunst, des Humors, des Witzes, der Lakonie, des Spotts, aber auch des Zynismus', wenn es gar nicht mehr geht. »Slawischen Leichtsinn« nennt Ota Filip diese Lebenshaltung, die auch seine Romanhelden, durchweg Anti-Helden, auszeichnet und seinen Geschichten kräftige Farbe verleiht.

»Hauptberuf Hilfsarbeiter«

In den fünfziger Jahren arbeitete Ota Filip als Journalist und Redakteur, 1959 trat er in die kommunistische Partei ein, die ihn aber wegen Unbotmäßigkeit schon nach einem Jahr wieder ausschloss und ihn mit Publikationsverbot belegte, das erst im Prager Frühling 1968 kurz aufgehoben wurde. »Hauptberuf Hilfsarbei-

ter« hat Filip selbstironisch seine Existenz in der ČSSR charakterisiert. In den sechziger Jahren begann er mit ersten schriftstellerischen Arbeiten. Es entstand *Das Café an der Straße zum Friedhof*, eine tragikomische Erzählung über die Zeit von 1938 bis 1945 in Ostrava. Sie durfte 1966 nicht erscheinen, erst 1968, in der kurzen Blüte der Freiheit. Im August 1969 wurde Ota Filip verhaftet und wegen »subversiver, staatsfeindlicher Hetze« zu achtzehn Monaten Haft verurteilt, von denen er fünfzehn Monate im Gefängnis verbrachte. Ironie der Geschichte: Im Gefängnis Pilsen-Bory hatten sein Großvater in der k.u.k. Zeit und sein Vater in der Stalin-Zeit wegen »Landesverrats« eingesessen.

Nach der Haftentlassung ging Ota Filip wieder seinem »Hauptberuf« als Hilfsarbeiter in den verschiedensten Branchen nach, aber seine Hauptarbeit, seine wahre Leidenschaft gab er nicht mehr auf, das literarische Schreiben. 1973 war der autobiografische Roman *Die Himmelfahrt des Lojzek Lapáček aus Schlesisch Ostrau* fertiggestellt und erschien im Westen. Der Roman sorgte für großes Aufsehen, denn da ertönte eine frische, freche Stimme aus dem Osten, ein Schelm meldete sich zu Wort und karikierte die große Weltgeschichte im Spiegel der kleinen Leute. Das Leben in der ČSSR nach 1968 wurde immer unlustiger, wie Filip sagen würde, die Husák-Ära bedrückte die Menschen, die sogenannten »Normalisierung« machte das Leben für alle oppositionellen Geister zu einer unerträglichen Qual. Die Familie Filip verließ 1974 das Land in Richtung Bayern.

Nun beginnt der tschechische Schriftsteller ein deutscher Schriftsteller zu werden, der allerdings sein tschechisches Terrain im Geiste nie verlässt, der seine tschechische Fabulierlust weiter pflegt, der seinen osteuropäischen Sarkasmus frivol und lustvoll in Szene setzt, der mit spielerischer Eleganz die harten politischen Realitäten des geteilten Europas in ironi-



»Man kann und darf im Tschechischen
den Besonderheiten des Poetischen
auch die Grundinformation
oder den Inhalt des Satzes opfern.«

Bei Hoffnung blüht immer wieder neu auf...
(aus meinem Journal, geschrieben - in tschechischer
Sprache - als ich 13 Jahre jung war.)

sche Absurditäten taucht. 1981 erscheint der erste auf Deutsch geschriebene Roman *Der Großvater und die Kanone* - eine wunderliche Geschichte über eine 1915 verschwundene Großmutter, eine mächtige Kanone und die Wirren des Krieges. 1985 folgt mit dem Roman *Café Slavia* seine persönliche Hommage an die Stadt Prag, drei Jahre später thematisiert Ota Filip in *Die Sehnsucht nach Procida* das Vertriebenwerden aus der Mitte Europas, den Verlust von Heimat und die Sehnsucht der Ost-Emigranten, in der westlichen Welt Glück zu finden.

Der Widerstreit der Gefühle macht den Reiz seiner Prosa aus

Von nun an beschäftigt ihn die Frage, welche atmosphärischen Aussagewerte die verschiedenen Sprachen besitzen. Filip, der die Mehrsprachigkeit liebt, weiß sehr genau, dass zwischen dem Deutschen und dem Tschechischen ein Graben liegt. Das Tschechische ist emotionaler, expressiver, das Deutsche verlangt mehr Strenge. Schon in seinem ersten, auf Deutsch geschriebenen Roman *Vom Großvater und der Kanone* schreibt er 1983 im Nachwort: »In den slawischen Sprachen, so auch in der tschechischen, ist es möglich, locker zu schwärmen, man kann vieles schön und poetisch sa-

gen, vor allem das Adjektiv und den Nebensatz aufspielen, ohne dabei auf die Genauigkeit der Aussage viel achten zu müssen... Man kann und darf im Tschechischen den Besonderheiten des Poetischen auch die Grundinformation oder den Inhalt des Satzes opfern. In der deutschen Sprache ist man doch mit der Tradition fest verbunden, mit der Tradition der exakten Denker und des genauen sprachlichen Ausdrucks. Das Deutsche zwang dem Autor sogar eine ganz andere literarische Atmosphäre auf. Diese ist nicht schlechter und nicht besser als die tschechische, sie ist eben nur anders.«

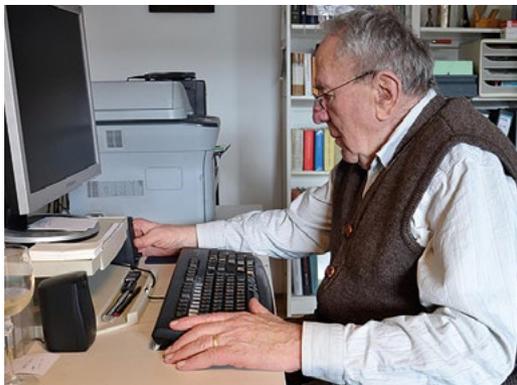
Dieser Widerstreit der Gefühle macht aber auch den besonderen Reiz der Prosa des Ota Filip aus. Die Leser spüren, das sich hier verschiedene Erzähltraditionen berühren, wobei der tschechische Übermut - Ota Filip sei Dank - überwiegt.

Das Jahr 1998 war ein schweres Jahr für den Schriftsteller. Im Januar erschien ein Dokumentarfilm im bayerischen Fernsehen unter dem Titel »Der lachende Barbar - Wie auch Ota Filip keinem geschadet hat.« Darin wird enthüllt, dass Filip Anfang der fünfziger Jahre die geplante Flucht von Mitsoldaten an die Staatssicherheit verraten habe, und 1970 soll er im Gefängnis eine Verpflichtungserklärung für den kommunistischen Staatsschutz unterzeichnet haben. In einem Interview im Magazin *Der Spiegel* erklärte der Ange-

- :: **Verspätete Abrechnungen.** 9. Dresdner Chamisso-Poetikdozentur. WortWechsel Band 15. Thelem Verlag, Dresden 2012
- :: **Das Russenhaus.** Roman um Gabriele Münter und Wassily Kandinsky. LangenMüller Verlag, München 2005
- :: **Das andere Weihnachten.** Mährische Geschichten. LangenMüller Verlag, München 2004
- :: **Der siebente Lebenslauf.** Roman. LangenMüller Verlag, München 2002



Seit vielen Jahren lebt Ota Filip in Murnau, wo auch sein Roman *Das Russenhaus* spielt



griffene, das sei »nicht wissentlich und nicht willentlich« geschehen, und im selben Gespräch erklärte er – so als ob er eine seiner Romanfiguren sei: »Ich gehöre nicht zu den Helden, sondern zu den unzähligen Bürgern, die ein totalitäres System gedemütigt und in eine ausweglose Verzweiflung getrieben hat.«

Die Antwort auf die Anschuldigungen und Enthüllungen bildet Ota Filip's Roman *Der siebente Lebenslauf*, 2001 zugleich auf Deutsch und auf Tschechisch erschienen. Filip verzichtet darin auf jede Polemik, er klagt nicht an, er erteilt sich keine Absolution, sondern er spricht von Versagen.

Dann verstummte er. Erst vier Jahre später erschien sein bisher letztes literarisches Werk *Das Russenhaus*, ein Roman um Gabriele Münter und Wassily Kandinsky. Murnau, wo der Schriftsteller seit vielen Jahren lebt, ist jetzt der Mittelpunkt des Geschehens.

1986 wurde Ota Filip zum zweiten Träger des Adelbert-von Chamisso-Preises gekürt und 2009 mit der Dresdner Chamisso Poetik-Dozentur ausgezeichnet; im Januar 2010 hielt er fünf Vorlesungen. Die erste trug den Titel »Über die erträglichen Schwierigkeiten mit der Zweisprachigkeit«; der letzte Vortrag war überschrieben »Meine Antihelden und Ich«.

Herzlichen Glückwunsch zum 85., Ota Filip!

::

Zu Hause im Mensch sein

Yüksel Pazarkaya zum 75. Geburtstag

Von Selim Özdoğan

In meiner Kindheit hörten wir fast jeden Abend am Küchentisch sitzend »Köln Radyosu«, die türkischsprachige Sendung des Westdeutschen Rundfunks. Ich erinnere mich, dass ich dieses Ritual und die damit einhergehende Ruhe mochte, auch wenn ich den Inhalt der Beiträge nicht verstand. Ich mochte die abendliche Atmosphäre in der Küche, aber ich begriff auch, dass etwas Wichtiges geschah, dass mein Vater und meine Mutter in Kontakt mit etwas traten, das ihnen Kraft gab.

Jahre später wollte ich unbedingt Schriftsteller werden und war auf der Suche nach Schriftstellern, die mich begeistern konnten. Ich verstand noch nicht, dass Literatur von Vielfalt lebt, ich war jung, unerfahren und arrogant genug zu glauben, dass alles, was meinen Geschmack nicht traf, wert- und herzloses Geschreibsel war. Einer der wenigen Autoren, der in meinen Augen bestehen konnte, war der türkische Dichter Orhan Veli, den ich im Original las.

Ich ahnte schon, dass es mit dem Schreiben so ist wie mit allem anderen auch. Man lernt es, indem man es tut. Ich fühlte mich noch nicht reif für eigene Texte und glaubte, es sei eine gute Übung, diese Gedichte ins Deutsche zu übertragen. Ich wusste, dass es eine Übersetzung gab, aber ich hatte sie nicht gelesen. Ich ging davon aus, dass meine besser sein würde, wie schon gesagt: Ich war unerfahren und arrogant.

Ich scheiterte. Ich scheiterte an den meisten Gedichten, bei einigen schaffte ich es nicht, eine einzige Zeile zu übersetzen. Alles, was ich versuchte, erschien mir falsch und unzulänglich. Ich scheiterte und folgerte daraus, dass ich nicht zum Lyriker taugte. Das war mein Weg zur erzählenden Prosa.

Einige Jahre später hatte ich erste eigene Bücher veröffentlicht, als ich einen Anruf entgegennahm. Mit

dem Herrn am anderen Ende der Leitung hatte ich noch nie gesprochen, doch seine Stimme war mir vertraut. Es war eine der Stimmen meiner Kindheit, eine der Stimmen, die Ruhe und Kraft geschenkt hatte, Frieden, es war eine Stimme aus dem Radio, die auf einmal aus dem Telefonhörer zu mir sprach. Sie wollte wissen, ob ich den Förderpreis des Adelbert-von-Chamisso-Preises annehmen würde.

Das war meine erste persönliche Begegnung mit Yüksel Pazarkaya, der acht Jahre lang in der Jury des Chamissos-Preises war. Meine Begegnung mit dem Mann, der Orhan Veli längst übersetzt hatte, als ich mich daran versuchte, und dessen Übertragung nichts hinzuzufügen ist.

Ich erzähle das alles, weil ich glaube, dass meine Erfahrung exemplarisch ist: Yüksel Pazarkaya war vorher da. Räumlich, zeitlich, intellektuell, in jeglicher Hinsicht.

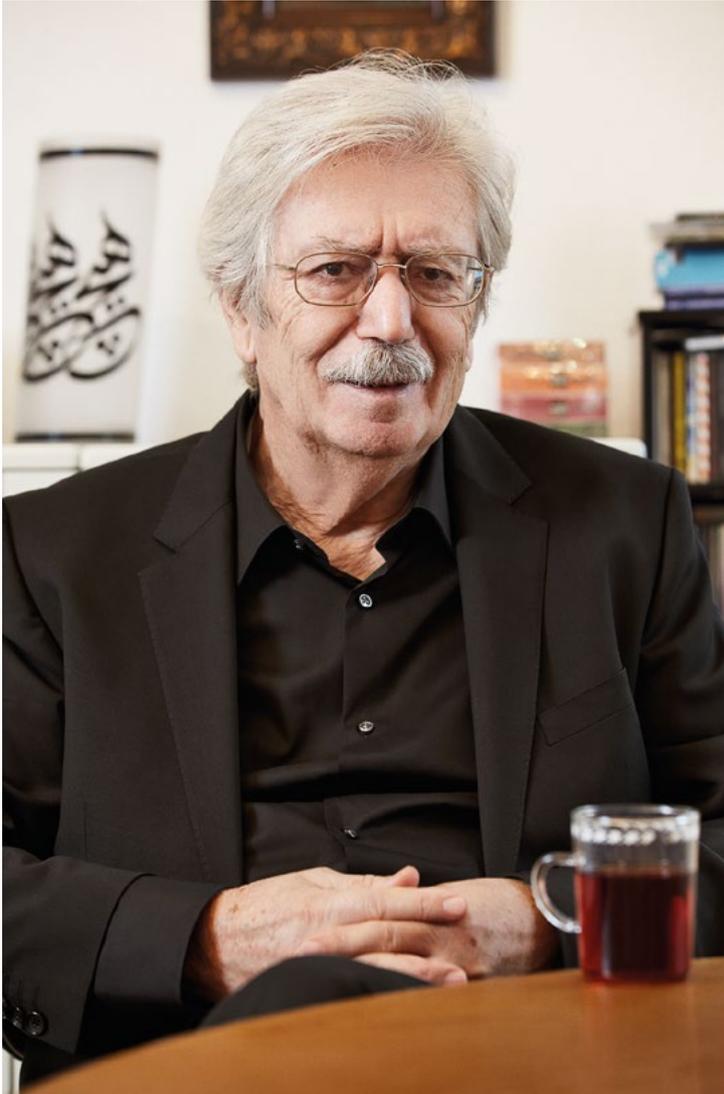
Immer die Vielfalt gelebt und selbst erschaffen

Als er 1958 mit einem Stipendium für Chemie nach Deutschland kam, hatte die Einwanderungswelle noch nicht eingesetzt.

Siebzehn Jahre alt war er damals und kam mit dem Segen seines Vaters, eines Schneiders aus Izmir, der ihm prophezeite: »Du wirst dort große Ereignisse und Feste erleben, wenn Deutschland wiedervereinigt wird.«

Das war 31 Jahre, bevor die Mauer fiel.

Yüksel Pazarkaya hat lange vor mir Orhan Veli entdeckt und seine Gedichte übertragen. Das ist nicht nur eine Frage des Alters. Es hat mich Jahre gekostet, zu begreifen, dass Literatur von Vielfalt lebt. Dass mein Ge-



Beim Tee zu Hause in Bergisch Gladbach

schmack äußerst beschränkt ist, wusste ich schon früh, aber nicht, dass er keinerlei Gültigkeit hat und keinen qualitativen Maßstab zu setzen vermag. So ist das mit Geschmäckern.

Yüksel Pazarkaya hat einen weniger beschränkten Geschmack, und das schon seit seiner Jugend. Dieser Geschmack rührt nicht daher, dass ihm alles schmeckt, sondern daher, dass er nicht in Grenzen denkt, nicht in vorgefertigten Mustern; er hat einen Geschmack, der einen wachen, kreativen Geist beweist.

Nach seinem Chemiestudium hat er Germanistik und Philosophie studiert, bevor er später in Literaturwissenschaft promovierte. Ein abgeschlossenes naturwissenschaftliches Studium hat seinen Weg nicht geprägt, genausowenig wie die Beschäftigung mit Kultur, bei der er sich frei in jede Richtung bewegt hat. Nie hat

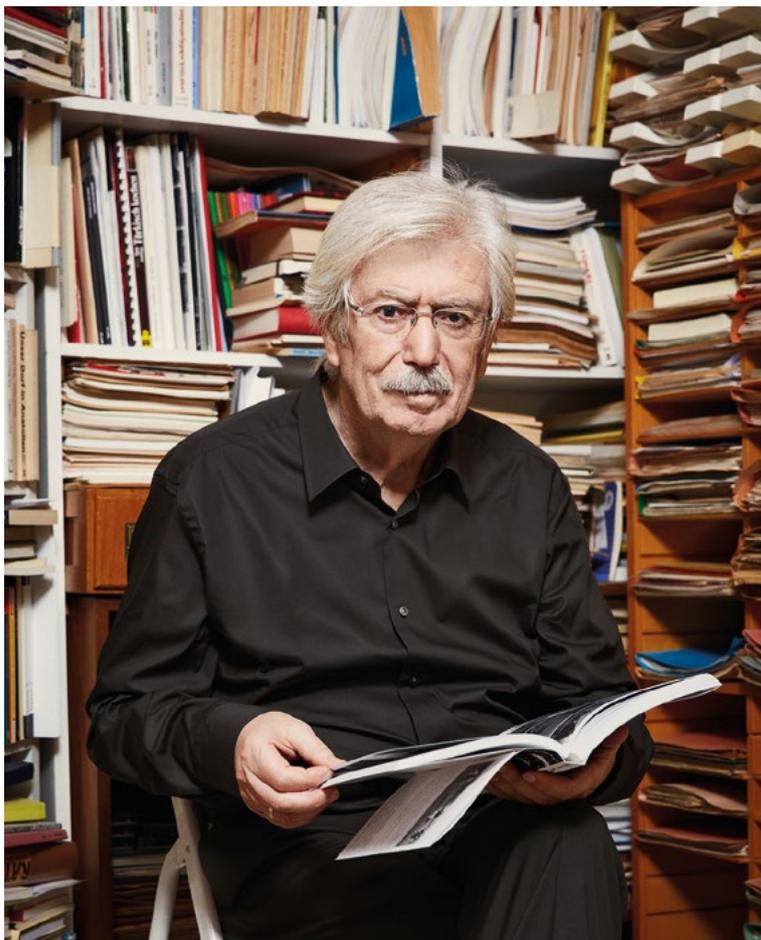
er sich von nur einer Perspektive beschränken lassen, von einer Kultur, einem Ort, einer Sprache. Er hat immer das gesamte Potenzial genutzt, die Vielfalt gelebt und auch selber erschaffen.

Er schreibt nicht nur Prosa, sondern auch Lyrik, Theaterstücke und Hörspiele. Er hat nicht nur als Schriftsteller, sondern auch als Journalist und Redaktionsleiter gearbeitet. Er übersetzt sowohl aus dem Deutschen als auch aus dem Türkischen. Er hat nicht nur Orhan Veli dem deutschsprachigen Publikum näher gebracht, sondern auch Aziz Nesin und Nazim Hikmet; Rainer Maria Rilke, Bertolt Brecht und Johann Wolfgang Goethe hingegen hat er dem türkischen Publikum zugänglich gemacht.

Yüksel Pazarkaya bewegt sich, ohne Grenzen anzuerkennen, die andere gezogen haben, er ist ein moderner Nomade, der Heimat gefunden hat in zwei Sprachen und in zwei Kulturen, doch dem die Verbindung mit jeglichem Menschen ein Zuhause ist. In seinem Gedicht »Lady Lovely Locks« heißt es:

Ich liebe alle Lieder der Erde
 Bewegt fröhlich getragen traurig
 Mal solo mal vom Chor zum Tanz oder auch so
 Wenn sie Tod und Leben besingen
 Sieg und Niederlage Hoffen und Bangen
 Reden sie in meiner Zunge
 Von Liebe und Sehnsucht
 Von Trauer und Leidenschaft
 Von Wagemut und meinem Girlfriend Lady Lovely Locks

Das ist in Pazarkayas Fall keine bloße Behauptung, die auf dem Papier kraft des Talents aufgestellt werden kann, sondern eine gelebte Haltung. Eine Haltung, die von Respekt getragen ist, Respekt gegenüber den



Erscheinungsformen der Literatur, aber auch von Respekt gegenüber allen Kulturen und Sprachen, die einen Menschen formen.

Seien es die Übersetzungen, seien es die Romane, die Kurzgeschichten, die Gedichte – ich betrachte Yüksel Pazarkayas gesamtes Werk als eine Übertragung. Die Übertragung einer bejahenden, offenen, wohlwollenden Haltung in Literatur.

Zu dieser Haltung gesellen sich Yüksel Pazarkayas rationale, analytische und abstrahierende Eigenschaften, sein beeindruckendes Wissen, seine Leidenschaft, seine Fähigkeit, komplexe Zusammenhänge sichtbar zu machen, ohne in Emotionalität zu verfallen. So entsteht ein Gleichgewicht zwischen Herz und Hirn, so entstehen Texte, die nicht anklagen, die nicht jammern, Texte, die ohne Pathos auskommen, ohne Schuldzuweisungen, Texte, die durch ihre Qualität überzeugen und nicht durch wohlklingende Thesen.

Auf die Frage, ob er beim Schreiben eher rational oder emotional vorgehe, hat Pazarkaya einmal geantwortet: Kann man das trennen? Diese Gegenfrage ist aus

bücher

- :: **Nur um der Liebenden willen dreht sich der Himmel.** Essays. Sardes Verlag, Erlangen 2006
- :: **Du Gegenden.** Lyrik (deutsch-türkisch). Sardes Verlag, Erlangen 2005
- :: **Ich und die Rose.** Roman. Rotbuch Verlag, Hamburg 2002
- :: **Die Weidengasse.** Texte und Bilder. Bachem Verlag, Köln 2001
- :: **Odyssee ohne Ankunft.** Dresdner Chamisso-Vorlesungen 2000. WortWechsel Band 1. Thelem Verlag, Dresden 2004

einem Gleichgewicht heraus gestellt, aus einer Ausgewogenheit, die man nicht behaupten kann.

Wie gesprochene Worte verbinden

Pazarkaya ist kein Autor, der in Grenzen denkt. So hat er zwar immer auch über Migrationsthemen geschrieben, sich aber nie darauf festlegen lassen.

Je mehr er es schafft, scheinbare Gegensätze und Widersprüche in sich zu vereinen und ein Gleichgewicht zu halten, wo andere in Extreme kippen, je mehr Kulturen, Sprachen, Ansätze, Perspektiven er in sich vereinigt, desto mehr leuchtet er als lebendes Exempel eines offenen Menschen.

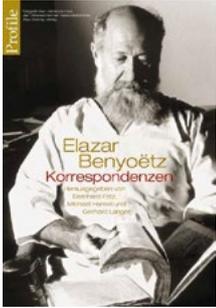
Je mehr er in seiner Person verbindet, desto mehr Menschen verbindet er miteinander, verbindet sie mit ihrer eigenen Kultur, ihrer eigenen Mitte.

Als ich ihn das erste Mal wahrnahm, ohne zu wissen, wer er ist, was er genau macht, ja, ohne zu verstehen, worüber er überhaupt redet, hat er eine Kraft übertragen, die ich als Kind gespürt habe. Ich habe gesehen, wie meine Eltern diese Kraft über das Radio aufgenommen haben, wie Geschichten, wie gesprochene Worte verbinden, wie sie Zusammenhalt bieten, Heimat, Trost; ich habe früh gesehen, wie bereichernd jemand wirken kann, der Freude hat, ohne auszugrenzen.

Yüksel Pazarkaya hat als einer der ersten einen Weg beschritten, den nachfolgende Generationen von Autoren mit ähnlichem Hintergrund auch gehen mussten. Doch viel wichtiger scheint mir, dass er uns gezeigt hat, wo es überall Wälder und Lichtungen gibt, wie viele Pfade und Wege da sind, wieviel Raum – und wie willkürlich Abgrenzungen vorgenommen werden.

Wir wünschen noch viel Gelegenheit, seine Haltung und seine Liebe mit der Welt zu teilen. ::

Neue Bücher

Aphoristik als Moralistik**Elazar Benyoëtz – Dichtung und Weisheit**

Der wunderbaren Buchreihe »Profile«, die sich im Untertitel als »Magazin des Literaturarchivs der Österreichischen Nationalbibliothek« entpuppt, können in Deutschland wohl nur einige »Marbacher Kataloge« das Wasser reichen. Wunderschön aufgemacht, mit zahlreichen Fotos und Faksimiles aus dem Vorlass oder

dem Privatbesitz des Dichters, ist kürzlich ein stattlicher Band über Elazar Benyoëtz erschienen: *Korrespondenzen*.

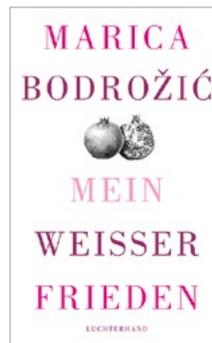
Der 1937 als Paul Koppel in Wiener Neustadt geborene und Ende 1939 mit den Eltern nach Palästina gelangte Dichter, der in hebräischer Sprache debütierte und seit 1969 meistens auf Deutsch schreibt, ist nach wie vor einer der am wenigsten bekannten Chamisso-Preisträger. Schon 1988 hat er den Preis erhalten, und seitdem ist sein Werk ungeheuer angewachsen – um Gedichte und Prosa, Essays und Briefe, vor allem aber Aphorismen. Benyoëtz schreibe »Aphoristik als Moralistik«, hat Harald Weinrich einmal gesagt – *Korrespondenzen* enthält auch eine kluge Auswahl aus seinem Briefwechsel mit dem Dichter. Aphorismenbände jedoch, und seien sie noch so brillant, kaufen die Leute selten.

Fast fünfzig Seiten umfasst die Einleitung, die die Überschrift »Folgenichtig. Oder: Ich unterschreibe nicht« trägt und von Elazar Benyoëtz selbst stammt. »Ich habe keine deutsche Umwelt, kein Deutsch um die Ohren, ich muss mein eigenes Herz essen«, heißt es in dieser autobiografischen Melange. Genauso fundamental: »Auschwitz und Deutsch sind unzertrennlich, Hebräisch und Auschwitz sind unvereinbar ... Als ich ins Deutsche geriet, sah ich seinen großen Vorzug ein: in jeder anderen Sprache wäre es leichter, Jude zu sein.« Warum diese Collage aus Gedicht- und Prosazeilen, Aphorismen, Briefstellen und Zitaten? Weil man dem Poeten damit wohl am nächsten kommt, und er selbst sich vielleicht auch: »Das Hohelied der Fälscher läuft unter »Memoiren«.« Ein Fälscher will Benyoëtz nicht sein – er spricht als Dichter, immer. Und als religiöser Mensch: »Wenn ich etwas über Gott und die Dichtung sagen möchte, will ich nicht gezwungen werden, mein Urteil über Arafat oder Sharon abzugeben. Mit Fragen solcher Art wird die Poesie öffentlich ausgepeitscht.«

Das Problem dabei: Wer hört noch zu? »Welche Blumen sind es noch, durch die man heute sprechen könnte«?

Um diesen eminenten Dichter zu entdecken oder genauer kennenzulernen, kommen die *Korrespondenzen* gerade recht. Zwölf Experten, darunter der Schriftstellerkollege Robert Menasse und die profilierte Wiener Kritikerin Daniela Strigl, beleuchten und deuten sein Werk, und die von Michael Hansel zusammengestellte »Korrespondenz in Bildern und Texten« liefert aufschlussreiche Fotos. Zum Beispiel eins von Benyoëtz und SAID (Stuttgart 1998), auf dem im Hintergrund deutlich ein Schriftzug zu erkennen ist: »Viele Kulturen – eine Sprache«.

Elazar Benyoëtz, Korrespondenzen. Hrsg. von Bernhard Fetz, Michael Hansel und Gerhard Langer (= Profile 21). Zsolnay Verlag, Wien 2014. 269 Seiten, 21,90 Euro

Krieg im Frieden**Tito ist tot – oder doch nicht?**

Reiseimpressionen einer Grenzgängerin? Autobiografische Reflexion? Politischer Essay? Pazifistisches Manifest? Philosophisch-anthropologische Spekulation? Das jüngste Buch von Marica Bodrožić hat von alledem etwas. Die im dalmatinischen Svib geborene Berliner Autorin hat ihre Herkunftsregion besucht, etwa zwanzig Jahre nach dem blutigen

Zerfall des Landes, in dem sie ihre ersten neun Lebensjahre verbrachte und das sie vermutlich nie wieder loslassen wird. Genauer gesagt: Mit Unterstützung der Robert Bosch Stiftung hat sie die Welt zwischen Vukovar und Sarajevo bereist und dort mit Verwandten und Freunden gesprochen. Und mit zahllosen anderen, ihr unbekanntem Menschen. Bodrožić kennt Natur und Kultur, Geschichte und Gesellschaft der Region wie kaum eine andere Autorin. An tiefer Liebe zu dieser Gegend und herzlicher Zuneigung zu ihren Bewohnern fehlt es ihr nicht. Aber oft versteht sie die Leute nicht ganz. Den von Nationalitätenhass getragenen Krieg hat sie von Deutschland aus erlebt, wofür sie Gott oder wenigstens dem seit ihren Kindertagen hochverehrten Antonius von Padua zu danken nicht vergisst. Aber weil sie nicht dabei war, ist ihr auch einiges entgangen.



Was genau? Ihr Buch versucht, es zu ergründen und es in geschliffenem, elegantem Deutsch den Lesern zu erklären.

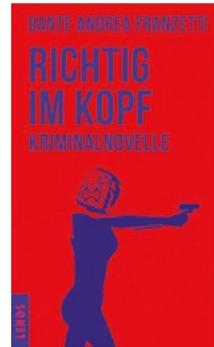
»Meine Heimat ist die Schönheit, das Sein, der einzelne Mensch, und keine Nation, keine Religion, kein Papier wird mich je dazu bringen, Heimatgefühle (die ich als Begrenzung empfinde) aufzubringen«, schreibt sie über sich selbst. Oder auch: »Ich brauche keine Heimat, weil ich ein Selbst habe.« Und dieses Selbst weiß: »Die Schönheit ist die größere Meisterin, die Barbarei ... kann ihr auf Dauer nichts anhaben.« Doch was sie erlebt und aufschreibt, ist meistens nicht schön, sondern schrecklich und bedrückend: Ängste und Alpträume und Sprachlosigkeit allerorten, Kriegstraumata überall. Gar nicht so alte Männer mit Beinprothesen, grauen Haaren und erloschenen Augen. Verzweiflung, Ausweglosigkeit und Selbstmord. Berichte von barbarischen Metzereien und mordlüsterner Herzlosigkeit. Verwüstete Häuser, verwahrloste Friedhöfe. Und immer wieder der Hass, auf »die« Serben, »die« Kroaten, »die« Faschisten, »die« Kommunisten. Freilich, Tito ist tot, Milošević und Tudjman sind es auch – allesamt Politiker, die Bodrožić abgrundtief verachtet. Doch das, was sie angerichtet haben, lebt weiter. Hätte die Kriegsgeneration gelernt, sich selbst zu empfinden, würde sie sich anders verhalten, meint sie. Aber: »Sein Herz zu empfinden, das fällt hier kaum jemandem ein.«

Sicher, es gibt die Poesie, es gibt die flirrende Schönheit von Städten wie Split, Dubrovnik oder Zadar, es gibt die Insel Vis – ein adriatisches Paradies mit unvermuteten Abgründen. *Mein weißer Frieden* ist immer auch eine leidenschaftliche Liebeserklärung. Der Weg zum allgemeinen Frieden allerdings ist dornig und steinig, und vor allem ist er weit. Für Marica Bodrožić kann er nur dann ans Ziel führen, wenn die Menschen sich nicht mehr nur als Opfer der Geschichte verstehen, sondern ein eigenes Selbst ausbilden. Auch wenn man mit manchen romantischen Blauäugigkeiten nicht einverstanden sein mag und Marica Bodrožićs streckenweise arg predigthafte, von Wiederholungen nicht freien Herz-Jesu-Sound auch mal nervig finden darf: Dieses kluge, behutsame und liebevolle Buch wird man ungerne beiseite legen.

Marica Bodrožić, Mein weißer Frieden. Luchterhand Literaturverlag, München 2014. 335 Seiten, 19,99 Euro.

Schuld und Sühne

Eine Kriminalnovelle für Anspruchsvolle



»In Wirklichkeit ist die Welt geordnet« lautet der erste Satz der »Kriminalnovelle«, mit der der 1959 in Zürich geborene Dante Andrea Franzetti im letzten Herbst seine Leser überraschte. Die klug entwickelte, oft atemberaubende Geschichte spielt in Italien, dem Land, dem der Autor eng verbunden ist, wie zuletzt *Zurück nach Rom* bewiesen hat, eines

der besten Rom-Bücher unserer Tage. Genauer: Sie spielt in einer chaotischen, von ätzendem Müllgeruch durchwehten Stadt zwischen Vulkan und Meer, wo die weltweit angesehene Hirnforscherin Regine Odenaal arbeitet, die jeden Tag ihre von Geburt an gehbehinderte, mittlerweile zehnjährige Tochter Mathilda in die Deutsche Schule bringt. Mathilda wiederum ist mit dem 20-jährigen Walter befreundet, einem »Ritardato«, von dem die Leute sagen, er sei nicht ganz richtig im Kopf. Mathilda, die »Handicappata«, bekommt ebenso eine eigene Erzählstimme wie der wettspielsüchtige und alkoholabhängige Dottore Mauro de Feo, der einen Fernsehfilm zum Thema »Ethische und juristische Implikationen der jüngeren Hirnforschung über schwere Wiederholungstäter« drehen und dafür Mathildas Mutter interviewen soll. Die ihm wahrscheinlich, ganz den Erkenntnissen ihrer Wissenschaft verpflichtet, im Sinne einer noch zu entwickelnden »Neuroethik« klar machen wird: »Es gibt keine Delikte, es gibt keine Täter, es gibt keine Schuldigen«. Legen neuronale Verschaltungen uns definitiv fest, ist der sogenannte Geist nur belangloser Luxus? Unsinn! Oder doch nicht? Möchte die neuere Hirnforschung wirklich die Schuld abschaffen? Und damit die Justiz?

Franzettis »Kriminalnovelle« – selten passt eine Gattungsbezeichnung so perfekt wie hier – erläutert, illustriert und umspielt meisterlich das eigentlich ziemlich abstrakte Thema des geplanten Films: Kann ein Mensch schuldig werden, ist er für sich und seine Taten verantwortlich, oder ist er es nicht? Walter ist kein »Wiederholungstäter«, nein, noch ist er gar kein Täter. Aber seine ebenfalls mit eigener Stimme sprechende Mutter Esterina Pepe sagt schon lange: »Walter weiß nicht, was Sexualität ist, aber sie ist da, macht sich bemerkbar, fordert etwas von ihm.« Am Abend

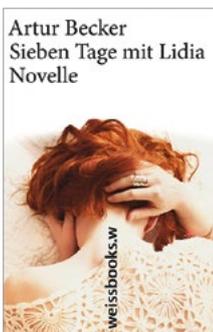
Neue Bücher

feiert er Geburtstag, und Mathilda ist bei Familie Pepe eingeladen – während sich ihre Mutter in den charman-ten, ihr als kompetenter Gesprächspartner durchaus gewachsenen Fernsehmann verliebt. »Die Idee der Rache darf bei Maßnahmen gegenüber Menschen mit Hirnanomalien keine Rolle spielen«, diktiert sie ihm ins Mikro – und behält ihn für diese Nacht bei sich. Und es kommt, wie es in einer glasklar gebauten, in sich schlüssigen »Kriminalnovelle« kommen muss: Am nächsten Morgen ist Mathilda verschwunden. Kommissar Ettore Renzi übernimmt. Die Leiche wird gefunden. Regine will sie unbedingt sehen, »eine unmenschliche Probe für die Mutter«, sagt Renzi. »Unerträglich, unmenschlich – da knickt die Frau ein, fällt auf den harten Kachelboden, keiner von uns ist schnell genug, sie zu halten.« Nein, Walter ist kein Teufel, sondern ein kranker Mensch »mit einem geschrumpften Frontallappen ohne Verbindung zum limbischen System, einer geschädigten Amygdala oder sonst einer Läsion, aber was hilft diese Einsicht?« Nichts, gar nichts hilft sie. Sie hilft nicht einmal gegen den Wunsch nach Rache. Und mit dieser bitteren Wahrheit lässt der Autor der intelligenten, anspielungsreichen und anspruchsvollen Novelle seine Leser dann sehr allein. *Richtig im Kopf* muss man lesen. Auch wenn's weh tut.

Dante Andrea Franzetti, Richtig im Kopf. Kriminalnovelle. Lenos Verlag, Basel 2014. 148 Seiten, 16,50 Euro

Polen im Herzen und die Sehnsucht im Blut

Sieben Tage nahe der Seufzerbrücke



Wieder Wodka und Messer, Wälder und Seen? Wieder Masuren? Nein, Artur Beckers jüngstes Buch spielt in Venedig. Ein Roman? Nein, eine leicht zu lesende Novelle, die auch als origineller Reiseführer dienen könnte. Doch um Tourismus geht es nicht. Sicher, der 36-jährige Andrzej Olsztyński, ein kluger und wacher, sehr männlicher und doch ein wenig verträumter Poet, hat

seine Familie in Polen zurückgelassen und ist zum ersten Mal in seinem Leben in Italien. Und staunt. Über die Schönheit der Serenissima und über das Künstler- und Intellektuellenmilieu, in das er geraten ist. Er wohnt

auf dem »Campo Santa Maria Mater Domini«, und seine Gastgeber Jacek und Elsa möchten, dass er ihre Tochter Lidia vom Bahnhof abholt. Man kennt sich aus Warschau. Damals, vor zehn Jahren, muss Lidia dreizehn gewesen sein. Altersunterschied: dreizehn Jahre! Der Zug aus London fährt ein, und das Unheil nimmt seinen Lauf. Auch weil Lidia noch auf dem Bahnsteig sagt: »Wie bist du überhaupt nach Venedig gekommen? In Polen ist doch der Krieg ausgebrochen! ... Sie haben über das ganze Land das Kriegsrecht verhängt ... Glaub's mir!« Man schreibt den 13. Dezember 1981. In ein paar Tagen wird Andrzej's Visum ungültig. »Die verfluchte dreizehn!, dachte er noch, die Zahl verfolgt mich mein ganzes Leben schon, selbst in Venedig!«

Spätestens nach zweimal dreizehn Buchseiten ist dem Leser klar, dass dies keine allzu idyllische Lagunenstadt-Novelle werden kann. Das mit dem Kriegsrecht und der Sorge um Angehörige und Freunde ist das eine. Das andere ist Lidia. »Er hatte natürlich Zweifel und sagte sich, pass auf, Junge, du bist nicht mehr zwanzig, und du verliebst dich nicht mehr. Und außerdem hatte Andrzej eine Frau, die er liebte. Er hatte ein Land, das er liebte ... Aber liebte er seine Frau wirklich noch? Er staunte über seine eigenen Zweifel.« Dass er keinesfalls als Asylant in Italien bleiben will, wie Jacek es ihm rät, daran zweifelt Andrzej keine Sekunde. Ein polnischer Dichter gehört nach Polen. Ein Sohn braucht seinen Vater. Aber kann er überhaupt zurück? Er bezweifelt auch nicht, dass jede körperliche Nähe zu Lidia eine Todsünde wäre. Aber geht es überhaupt ohne? Ist Lidia nicht die einzige Rettung vor den Panzern des Generals, im Moment zumindest? »Er befand sich in einem Ausnahmezustand, wie seine Heimat.« Und so nimmt das Schicksal seinen Lauf.

Es wird viel geliebt, gegessen und getrunken in dieser betörend-verstörenden Novelle. Die Figuren unterhalten sich auf Polnisch, Italienisch, Englisch und Deutsch, sie sprechen von bedeutenden Dichtern und Denkern, widmen sich der Betrachtung von Tizians Bildern oder gehen ins Guggenheim-Museum, und noch öfter sind sie auf den Kanälen, Brücken, Plätzen, Gassen und Friedhöfen der weltberühmten Stadt unterwegs. Ihr geliebtes Polen tragen sie stets im Herzen. Ob Venedig, diese »Republik der Liebe und Freiheit«, auch für Andrzej »ein wunderbares Gefängnis« bleibt, »aus dem man nie wieder rauskommt«, wird nicht verraten.

Artur Becker, Sieben Tage mit Lidia. Novelle. Verlag weissbooks.w, Frankfurt a. M. 2014. 196 Seiten, 17,90 Euro

Viele Kulturen – eine Sprache

Seit 1985 ehrt die Robert Bosch Stiftung herausragende, auf Deutsch schreibende Autoren, deren Werk von einem Kulturwechsel geprägt ist. Die Preisträger verbindet zudem ein außergewöhnlicher, die deutsche Literatur bereichernder Umgang mit Sprache.

Die Auszeichnung wird jährlich im Rahmen einer Festveranstaltung in München vorgenommen.

Die Preisträger werden von einer hochrangigen Jury ausgewählt. Aktuell wirken in der Jury mit: Gregor Dotzauer, Dr. Wolfgang Herles, Michael Krüger, Prof. Dr. Klaus-Dieter Lehmann, Dorothea Westphal und Feridun Zaimoglu.

Benannt ist der Preis nach dem Schriftsteller und Naturforscher Adelbert von Chamisso (1781–1838). Er wurde in Frankreich geboren und zog in den Wirren der Französischen Revolution mit seiner Familie nach Berlin. Von dort unternahm er seine Weltreisen und entwickelte sich gleichzeitig zu einem der bedeutendsten deutschsprachigen Schriftsteller seiner Zeit. Sein bekanntestes Werk, *Peter Schlemihls wundersame Geschichte*, wurde 1814 veröffentlicht.

Mehr über sämtliche Chamisso-Preisträger und frühere Ausgaben des Magazins finden Sie unter www.bosch-stiftung.de/chamissopreis

- 1985 Aras Ören
Rafik Schami (Förderpreis)
- 1986 Ota Filip
- 1987 Franco Biondi
Gino Chiellino
- 1988 Elazar Benyoëtz
Zafer Şenocak (Förderpreis)
- 1989 Yüksel Pazarkaya
Zehra Çırak (Förderpreis)
- 1990 Cyrus Atabay †
Alev Tekinay (Förderpreis)
- 1991 Libuše Moníková †
SAID (Förderpreis)
- 1992 Adel Karasholi
Galsan Tschinag
- 1993 Rafik Schami
İsmet Elçi (Förderpreis)
- 1994 Dante Andrea Franzetti
Dragica Rajčić (Förderpreis)
- 1995 György Dalos
László Csiba (Förderpreis)
- 1996 Yoko Tawada
Marian Nakitsch (Förderpreis)
- 1997 Güney Dal
José F. A. Oliver
Jiří Gruša (Ehrengabe) †
- 1998 Natascha Wodin
Abdellatif Belfellah (Förderpreis)
- 1999 Emine Sevgi Özdamar
Selim Özdoğan (Förderpreis)
- 2000 Ilija Trojanow
Terézia Mora (Förderpreis)
Aglaja Veteranyi (Förderpreis) †
- 2001 Zehra Çırak
Radek Knapp (Förderpreis)
Vladimir Vertlib (Förderpreis)
Imre Kertész (Ehrengabe)

71 Autorinnen
und Autoren

- 
- 2002 SAID
Catalin Dorian Florescu (Förderpreis)
Francesco Micieli (Förderpreis)
Harald Weinrich (Ehrengabe)
- 2003 Ilma Rakusa
Hussain Al-Mozany (Förderpreis)
Marica Bodrožić (Förderpreis)
- 2004 Asfa-Wossen Asserate
Zsuzsa Bánk
Yadé Kara (Förderpreis)
- 2005 Feridun Zaimoglu
Dimitré Dinev (Förderpreis)
- 2006 Zsuzsanna Gahse
Sudabeh Mohafez (Förderpreis)
Eleonora Hummel (Förderpreis)
- 2007 Magdalena Sadlon
Luo Lingyuan (Förderpreis)
Que Du Luu (Förderpreis)
- 2008 Saša Stanišić
Léda Forgó (Förderpreis)
Michael Stavarič (Förderpreis)
- 2009 Artur Becker
Tzveta Sofronieva (Förderpreis)
María Cecilia Barbeta (Förderpreis)
- 2010 Terézia Mora
Abbas Khider (Förderpreis)
Nino Haratischwili (Förderpreis)
- 2011 Jean Krier †
Olga Martynova (Förderpreis)
Nicol Ljubić (Förderpreis)
- 2012 Michael Stavarič
Akos Doma (Förderpreis)
Ilir Ferra (Förderpreis)
- 2013 Marjana Gaponenko
Matthias Nawrat (Förderpreis)
Anila Wilms (Förderpreis)
- 2014 Ann Cotten
Dana Ranga (Förderpreis)
Nellja Veremej (Förderpreis)
- 2015 Sherko Fatah
Olga Grjasnowa (Förderpreis)
Martin Kordić (Förderpreis)

noutăți, nowości, novità, новості, yemlikler, novice neuigkeiten

Auszeichnungen

:: **Sherko Fatah** bekommt den Großen Kunstpreis Berlin 2015 in Höhe von 15.000 Euro, den die Berliner Akademie der Künste jährlich im Auftrag des Landes Berlin vergibt. Geehrt werde ein Autor, dessen Literatur eine politische und existenzielle Dringlichkeit innewohnt, wie sie nur selten zu erleben sei: »Sherko Fatah schafft es, eine Erforschung der Gewalt in ihren unterschiedlichen Äußerungsformen zu betreiben, ohne sich zu ihrem Komplizen zu machen.«

:: **José F. A. Oliver**, Lyriker, Essayist und Chamisso-Preisträger des Jahres 1997, erhielt für sein lyrisches Schaffen den mit 10.000 Schweizer Franken dotierten »Basler Lyrikpreis«, der ihm am 24. Januar im Rahmen des Internationalen Lyrikfestivals Basel im dortigen Literaturhaus verliehen wurde. Im März erscheint sein neues Buch *Fremdenzimmer. 11 Essays und ein Postscriptum* bei weissbooks.w, Frankfurt a. M.

:: **Feridun Zaimoglu** wird im Jahr 2015 als 31. Mainzer Stadtschreiber die Stadtschreiberwohnung im Mainzer Gutenberg-Museum beziehen. Dazu erhält er 12.500 Euro und die Möglichkeit, einen Film nach freier Wahl zu drehen. Der von ZDF, 3sat und der Stadt Mainz 1984 gestiftete Preis soll »Schriftsteller ehren, welche die deutschsprachige Literatur mit ihren Werken beeinflussen oder prägen, und die sich darüber hinaus um das Zusammenwirken von Literatur und Fernsehen bemühen.«

:: **Matthias Nawrat**, Chamisso-Förderpreisträger des Jahres 2013, wurde im November für seinen 2014 erschienenen zweiten Roman *Unternehmer* mit dem Preis des Wirtschaftsclubs im Literaturhaus Stuttgart ausgezeichnet. Der Wirtschaftsclub bringt seit fast zehn Jahren Führungskräfte aus der Wirtschaft und aus Kunst und Kultur zusammen und ermuntert zum Blickwechsel.

:: **Olga Martynova** lebt und arbeitet von Mitte Mai bis Mitte August 2015 als Stipendiatin der Calwer Hermann-Hesse-Stiftung in der »Dichterklause« des Schwarzwaldstädtchens. Zuletzt erschien ihr Roman *Mörrikes Schlüsselbein* im Verlag Droschl, Graz 2013.

Neuigkeiten

:: Das Archiv des Schriftstellers **Aras Ören** wird zur öffentlichen Nutzung freigegeben. Bereits 2010 hat er der Berliner Akademie der Künste sein Archiv überlassen: Es enthält Manuskripte seiner Werke, Unterlagen zur Theaterarbeit und zu seiner Tätigkeit für das türkische Radioprogramm des Senders Freies Berlin, Tondokumente, Materialsammlungen aus seiner kulturpolitischen Arbeit in den 1970er und 1980er Jahren, Briefwechsel mit befreundeten Künstlern sowie mit Verlagen und Institutionen, nicht zuletzt auch die bibliophilen Handpressendrucke von Aras Örens Werken.

:: Am Literaturfestival »**Kosmopolis**«, das vom 19. bis zum 22. März in Barcelona stattfindet, beteiligt sich auch das örtliche Goethe-Institut. Es möchte dem katalanisch-spanischen Publikum in diesem Jahr den Chamisso-Preis und seine Preisträger nahebringen. Geplant ist ein einführender Vortrag von Klaus Hübner über die Entstehung, Geschichte und Gegenwart des Preises sowie Auftritte von Marjana Gaponenko, Abbas Khider und José F. A. Oliver, die aus ihren Werken lesen und mit dem Publikum diskutieren werden.

:: Dass **Zehra Çirak** sich nicht auf Kategorien einer Reisepass- oder Migrationsautorin reduzieren lässt, stellte sie im November 2014 als Poetikdozentin des Internationalen Forschungszentrums Chamisso-Literatur (IFC) in München einmal mehr unter Beweis: Mit ihrer Darstellung *Neun mal drei Stühle zu Ehren der Wissenschaften* entfachte die Autorin an der LMU eine Diskussion um die perspektivgebundene Schwierigkeit wissenschaftlicher Terminologiebildung und hielt darüber hinaus Lesungen und Workshops an verschiedenen Münchener Schulen.

:: Auf der Leipziger Buchmesse sind die diesjährigen Chamisso-Preisträger am ARTE-Stand jeweils um 14 Uhr zu Gast: am 12. März **Sherko Fatah**, am 13. März **Martin Kordić** und am 14. März **Olga Grjasnowa**. Sie lesen aus ihren Büchern und sprechen mit der Publizistin Lerke von Saalfeld (Fatah, Grjasnowa) und Thomas Schindler (Kordić).

**Die Mitarbeiter
dieser Chamisso-Ausgabe**

:: **Michael Bienert**, Jahrgang 1964, lebt und arbeitet in Berlin als Journalist, Buchautor und Stadtführer. Erfinder und Redakteur des Chamisso-Forums, einer seit 2010 aktiven Internetplattform für den Austausch über den Dichter und Naturforscher (www.chamisso-forum.blogspot.de), Mitglied im wissenschaftlichen Beirat des Chamisso-Digitalisierungsprojekts der Berliner Staatsbibliothek. Seit Frühjahr 2013 leitet Michael Bienert Stadtführungen zu Adelbert von Chamisso in Berlin, parallel werden ein

Chamisso-Stadtplan und eine Weltkarte entstehen. Weiteres unter www.text-der-stadt.de.

:: **Gregor Dotzauer** wurde 1962 in Bayreuth geboren. Studium der Germanistik, Philosophie und Musikwissenschaft in Würzburg und Frankfurt am Main, Magisterexamen mit einer Arbeit über Walter Benjamins Sprachphilosophie 1987. Seit 1999 ist er Literaturredakteur des Berliner *Tagesspiegel*. 2004 Critic-in-Residence an der Washington University in St. Louis, Missouri. 2009 Alfred-Kerr-Preis für Literaturkritik. 2011 Mitglied der Jury zum Deutschen Buchpreis, 2010 bis 2015 Juror beim Adelbert-von-Chamisso-Preis.

:: **Meike Feßmann**, geboren 1961 in München, studierte Germanistik, Philosophie und Theaterwissenschaften in München und Berlin. 1991 Promotion über Else Lasker-Schüler an der FU Berlin. 2006 erhielt sie den Alfred-Kerr-Preis für Literaturkritik. 2008 war sie Mitglied der Jury des Deutschen Buchpreises. Seit 2009 ist sie Jurorin bei den Tagen der deutschsprachigen Literatur in Klagenfurt und 2015 Mitglied der Jury des Preises der Leipziger Buchmesse. Sie lebt als freie Literaturkritikerin und Essayistin in Berlin. Sie rezensiert unter anderem für die *Süddeutsche Zeitung*, den *Tagesspiegel* sowie für *Deutschlandradio Kultur*.

:: **Klaus Hübner**, Jahrgang 1953, arbeitete nach seinem Germanistikstudium und der Promotion als Dozent an in- und ausländischen Universitäten und für Verlage. Er lebt in München als Autor, Publizist und Literaturkritiker, ist Redakteur der Zeitschrift *Fachdienst Germanistik* und Sekretär des Adelbert-von-Chamisso-Preises der Robert Bosch Stiftung.

:: **Richard Kämmerlings**, geboren 1969 in Krefeld, studierte Germanistik, Geschichte und Philosophie in Köln und Tübingen. Seit 1997 war er freier Journalist für den WDR, die NZZ und die FAZ, ab 2000 Redakteur im Feuilleton

der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* in Frankfurt a. M. Seit 2010 ist er leitender Feuilletonredakteur der Welt und verantwortet die Beilage »Die Literarische Welt«. 2011 erschien sein Buch *Das kurze Glück der Gegenwart. Deutschsprachige Literatur seit 1989*.

:: **Radek Knapp**, 1964 in Warschau geboren. Mit zwölf Jahren kam er nach Wien, wo er nach der Schule Philosophie studierte und bis heute lebt. Für sein Debüt, den Erzählband *Franio* erhielt er den Aspekte-Literaturpreis, für *Herrn Kukas Empfehlungen* 2001 den Adelbert-von-Chamisso-Förderpreis. 2006 erschien seine *Gebrauchsanweisung für Polen*, 2012 der Roman *Reise nach Kalino*.

:: **Yves Noir** wurde 1967 in Frankreich geboren. Er studierte Mediendesign mit Schwerpunkt Fotografie und arbeitet als freier Fotograf und Dozent für Fotografie im In- und Ausland.

:: **Selim Özdoğan**, geboren 1971, wuchs zweisprachig auf. Sein erster Zugang zur Literatur waren die deutschen Märchenplatten, die er als Kind hörte, und die allabendlichen türkischen Stimmen aus dem Radio. Seit 1995 hat er zahlreiche Romane, Erzählungen und Geschichten veröffentlicht, zuletzt *DZ* im Haymon Verlag. Zur Zeit arbeitet er an einem satirischen Roman mit dem Titel *Wieso Heimat, ich wohne zur Miete*. 1999 erhielt er den Adelbert-von-Chamisso-Förderpreis.

:: **Lerke von Saalfeld**, Jahrgang 1944, ist promovierte Literaturwissenschaftlerin, sie lebt und arbeitet als Journalistin und Literaturkritikerin in Stuttgart und Berlin. Für Rundfunk und Fernsehen führt sie regelmäßig Interviews mit Persönlichkeiten aus Kultur, Wissenschaft und Politik. Seit langem liegt ein Schwerpunkt ihrer Arbeit in der Beschäftigung mit Schriftstellern nichtdeutscher Muttersprache. Sie hat 1998 den Band *Ich habe eine fremde Sprache gewählt – ausländische Schriftsteller schreiben deutsch* veröffentlicht.

Impressum

Herausgegeben von der
Robert Bosch Stiftung GmbH

Redaktion

Irene Ferchl, Frank W. Albers,
Maria Trini

Gestaltung

r² | röger & röttenbacher,
Büro für Gestaltung, Leonberg
Abbildungen/Fotos

Michael Bienert (21, 22)

Ota Filip (25)

Yves Noir (1, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 12, 13, 14,
16, 17, 27, 28)

Dank an

Restaurant Alisna, Berlin; Südblock,
Berlin; Café Bar Kotti, Berlin; René
Krüger, Café Restaurant NEST, Berlin;
Florian Miller, Café Restaurant Gipfel-
treffen, Berlin; Heidi Oefler-Becker,
Kölner Zoo, Köln

© 2015 bei den Autoren, Fotografen und
dem Herausgeber
Alle Rechte vorbehalten
www.bosch-stiftung.de

